

Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Geschichte = Indicateur de l'histoire suisse
Band: 14 (1916)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Etymologie von Huguenot.

Von bisher wenig bekannten mundartlichen Formen ausgehend, versucht vorliegende Studie die Herleitung von «Huguenot» aus «Eidgenossen» vom linguistischen wie vom historischen Standpunkt aus neu zu beleuchten.

I. *Eiguenot.*

Als das *Glossaire des patois de la Suisse romande* seine fünf Fragebogen über religiöse Ausdrücke versandte, konnte man in verschiedener Hinsicht auf die Antworten gespannt sein. Von besonderem Interesse sind die konfessionellen Bezeichnungen: für den Katholiken: *papiste*, *papaud*, *corbeau*, ferner das beschimpfende *piche-laitya* (pisse-petit-lait) und das harmlosere *dzozet*, mit dem der Waadtländer gern den Freiburger verspottet. «Joseph» wird dabei als spezifisch katholischer Vorname empfunden. Der Protestant heisst in den welschen Patois bald *bernois*, bald *vaudois*, bald *sutch* (wohl aus *schwiz(er)* entstanden), vor allem aber wird er im Südteil der Westschweiz *inguenot* genannt.¹⁾

Dieses Wort verdient auf Grund seiner Lautähnlichkeit mit *huguenot* unsere besondere Beachtung.

Wir geben zunächst die nackten Tatsachen. In der Bedeutung deckt sich das Wort vollständig mit *huguenot*, es bezeichnet den Protestanten französischer Zunge, mit oder ohne verächtlichen Beigeschmack. So

¹⁾ Und zwar vornehmlich in Waadt und Freiburg, gelegentlich auch im Wallis und in Savoyen. — Ohne Anspruch auf Vollständigkeit füge ich hier noch einige andere Namen bei, lediglich um darzutun, wie scharf der konfessionelle Gegensatz in Frankreich sich äusserte und sich noch äussert. Der Katholik wird genannt in älterer Zeit: *papiste* (Castel p. 28); *romanisque*, *Guisian* (Anhänger der Guisen; beide in *Mémoires de Condé*, Ausg. *Nouvelle Collection de Mémoires* p. p. Michaud, Paris 1854, p. 545). Der Protestant heisst in älterer Zeit: *luthérien*, *christaudin*, *évangéliste*, *évangélique*, *calviniste*, *sacramentaire* («à cause qu'ils n'iaient la réalité du corps de notre Seigneur au saint sacrement», Mézeray, nach Castel p. 8); *ceux de la religion* (Selbstbenennung, ib. p. 10); *parpailot* (vgl. *Bull. du Protest.* 8, 275, 380; 9, 20); *fribour* (in Poitou, vgl. p. 139); *camisard* (hugenottische Bauern in den Cevennen, bekannt durch ihren Aufstand 1702–1705; von *camiso* Art Bluse). — In neuerer Zeit: südfranz. *gorjo-negro* (eig. *bouche noire*, warum?), auch *maisso-negro* (eig. *mâchoire noire*, beide Mistral).

sagt man rein konstatierend: *en Suisse il y a des inguenots et des catholiques*, oder *les inguenots lisent la bible*. Das Wort ist noch heute im Volk bekannt genug, um von René Morax in seinem 1903 erschienenen historischem Drama *La Dîme* verwendet zu werden. Bei einem freudigen Anlass heisst es: *les Dzosets viennent fraterniser avec les Inguenots*. Und an anderer Stelle rufen die Waadtländer: *Vivent les Dzosets!*, worauf die Freiburger antworten mit: *Vivent les Inguenots!*

Andererseits ruft der Katholik in selbstgerechtem Glaubenseifer: *ces inguenots ne croient à rien*, oder es triumphieren etwa freiburgische Arbeiter über eine Schlappe, die sie einem protestantischen Brotherrn beigebracht haben, mit den Worten: *tsankro! noz in rina l'inguenot* (wir haben diesen «Huguenot» zu Fall gebracht). Beachten wir: der verächtliche Nebensinn liegt nicht im Wort, wie etwa bei *piche-laitya* oder gegenwärtig noch bei *boche*, er wird lediglich durch den Zusammenhang hineingelegt.

Das vereinzelte Auftreten dieses schweiz.-savoyischen *inguenot* in Plancher-les-Mines (dép. H^{te} Saône, nach Vautherin, *Patois de Châtenois* p. 205) lässt eine weitere Verbreiterung in Nordfrankreich vermuten.

Eine zweite Tatsache von Bedeutung ist das Vorkommen dieses Wortes in südfranzösischen Dialekten und zwar in folgenden Gebieten:

- Dauphiné: *eiguenaud, eigannaud; oguinot* (Mistral, sub *uganaud*)
oguinotta s. f. (Anhang, p. 150 Beleg um 1560);
Marseille: *eganaud, aganaud* (Mistral);
Limousin: *aganaou* (*Romania* 11, 105, 414), *heiganout* (P. Sébillot,
Le folk-lore de France 4, 367);
Languedoc: *deganaud* (Mistral, Agglutination von *de*);¹⁾
Südfrankreich: *eganar, heganau; deganau* (*Azaïs; Rom.* 11, 414).

Alle diese Formen bedeuten «Protestant», auch «Ketzer, Ungläubiger».

Es ist begreiflich, dass im viel stärker katholischen Frankreich der verächtliche Sinn, den das Wort annehmen kann, eher in den Vordergrund tritt.

¹⁾ Neben diesen Formen begegnen natürlich auch solche mit *ü*: *uguenaud, uganauud, huganaou, duganaou* etc., die später der Schriftsprache entlehnt wurden. Als dialektische Variante dazu fasse ich die über den ganzen Süden verbreiteten *i*-Formen: *iganaud* (Avignon), *igounaud* (Languedoc, Limousin), *igaunout* (Gascogne; alle Mistral); auch *higanautak* (baskisch, Sébillot, l. c. 4, 367). Der artikulatorisch leicht verständliche Übergang von *ü* zu *i* ist auch in südfranz. Mundarten nicht selten: *rimour* neben *rumour* «rumeur», *irous* neben *urous* «heureux», *libac* neben *luba* «Schattenseite» (lat. *opacum*), *lipego* neben *lupego* «huppe», *ibico* neben *ubico*, aus lat. *ubique* entlehnt etc. (alle Beispiele aus Mistral). — *inguenot* begegnet auch in der Waadt, wo *ruban* und *rude* in der Form *riban* und *ride* auftreten.

Wir haben uns vorerst linguistisch darüber zu beruhigen:

1. dass diese neuprovenzalische Formen unter sich zusammengehören;
2. dass sie mit «*inguenot*» etymologisch identisch sind.

Dass sie sich begrifflich decken, haben wir gesehen. Die lautlichen Schwierigkeiten lassen sich unschwer überwinden, wenn auch bemerkt werden muss, dass die Mistral'schen Formen kein näheres Eingehen auf regionale Lautgewohnheiten zulassen.

Auszugehen ist bei all diesen Formen von *eguenot* (phonetisch *эгno*), wie wir später sehen werden. Durchgehen wir die lautlichen Abweichungen. Das Schwanken des mittleren Vokals zwischen *e*, *i* und *a* zeigt ebenso lat. *juvenis*, it. *giovine* und *giovane*, vgl. ferner aprovenz. *enemic* und *enamic* aus *inimicus*, ital. *forestiere* und *forastiere*, lat. *monasterium* und *monisterium*, dial. *simâter* (für *cimetièr*, in den Dép. Deux-Sèvres und Vienne, *Atlas ling.*). — Der Übergang von *eganau* in *aganau* beruht auf dem bekannten Vorgang der Vokal-Assimilation, wie er in Erscheinung tritt in ital. *danaro* aus lat. *denarium*, it. *maraviglia* aus lat. *mirabilia*, frz. *salade* «Pickelhaube» aus it. *celata* u. a.

Die Formen mit *o*-Anlaut scheinen durch Trübung aus *a*-Formen entstanden zu sein.¹⁾

Schwieriger sind die Formen mit nasaliertem Anlaut, die bald neben *eguenot* in und ausserhalb Genf auftreten und die sich heute, wie es scheint, nur in der Schweiz und in angrenzenden Gebieten Frankreichs erhalten haben. Constantin (s. Literaturverzeichnis) suchte sie als Variante savoyardischer Mundarten zu erklären, entsprechend dem Wechsel von *momè* (frz. «moment», Gegend von Annecy) *momê* (Thônès östlich von Annecy) *momã* (La Roche, Genf). Demgemäss müsste *эгãno* als verkehrte Sprechweise in Annecy entstanden sein, was historisch wenig einleuchtet. Dafür, dass damals die Genfer Mundart denasalierte, kenne ich keinen Anhaltspunkt, den heutigen Mundarten ist der Vorgang unbekannt. Auch wüsste ich kein begrifflich verwandtes Wort, das wie bei *huguenot* eingewirkt haben könnte. Wir sind auf eine physiologische Erklärung angewiesen, die sich leicht darbietet. Offenbar hat sich im Anlaut des Wortes der Gaumenverschluss antizipatorisch gelockert unter Einfluss des nachfolgenden *n*, der Vorgang ist gut belegt.²⁾

¹⁾ Diese Trübung ist ziemlich allgemein beim Anlaut in vortoniger Stellung in der Gegend zwischen Périgord, Limousin und Rouergue: *obelyo* abeille, *ognel* agneau, *osyé* acier (*Atlas linguistique de la France*). Aus der Dauphiné sind mir keine Beispiele bekannt.

²⁾ Beispiele: *эфлãмü* aus *eflãmü* (freib. Patois aus «Apfelmus»), *lanterne* aus lat. *laterna*; *chinquenaude* (Rabelais für *chiquenaude* Nasenstüber), afr. *Pinchenie* (für *Piscenie*,

Nach diesen linguistischen Nachweisen, die mir unerlässlich schienen, kommen wir zur Beantwortung der beiden Hauptfragen, die sich daran knüpfen.

1. Woher kommt *eguenot*?

2. In welchem Verhältnis steht es zu *huguenot*?

Der Ursprung von *eguenot* ist längst erkannt. Es besteht keine Spur von Zweifel darüber, dass in *eguenot* die altgenferische Aussprache von *Eidgenosse* vorliegt.

Lautlich ist zu bemerken: zum ersten Konsonanten, dass wir schweizerdeutsch in unbefangener Rede ebenfalls *aiggenoss* (bernerisch *eigginoss*) sprechen (ohne *d*); zum Verstummen des *s*, dass oft der Endkonsonant in alemannischen Lehnwörtern verstummt: vgl. *mat̄lo* heimatlos, *efl̄mü* Apfelmus.¹⁾

Wie aber kommt «Eidgenosse» zur Bedeutung Protestant? Das mag uns ein Exkurs in die politischen Wirren der Stadt Genf in der ersten Hälfte des 16^{ten} Jahrhunderts zeigen.

Als zu Beginn des Jahrhunderts Herzog Karl III von Savoyen (1504–1553) mit Hilfe seines Vetters Johann, des schwankenden Fürstbischofs von Genf, die freie Stadt Genf mit allen Mitteln unter seine Botmässigkeit zu bringen suchte, bildete sich auf Veranlassung von Philibert Berthelier seit 1518 in der Genfer Bürgerschaft eine rührige Gegenpartei, der die Unabhängigkeit der Stadt am Herzen lag. Sie nannten sich gern die *enfants de Genève*. Um mehr Rückhalt zu gewinnen, schlossen sie Bündnisse mit schweizerischen Kantonen: zuerst 1519 mit Freiburg, später 1526 auch mit Bern. Diese Freundschaft mit den Eidgenossen trug ihr bei den Anhängern des Herzogs (*Ducaux*) und des Bischofs (*Monseigneuristes*, *Evêquaux*²⁾) den Spottnamen *Eiguenots* ein, den die Unabhängigen bald mit *Mameluks* d. h. «die Sklaven des Hauses Savoyen» erwiderten. Der Gegensatz verschärfte sich, die ganze Bevölkerung war in zwei Lager gespalten. Man trug

Heimat des heidnischen Volkes der *Patzinaces*), dial. *fringuenelle* (neben dial. *fruguenelle*, afr. *fregon*, nfr. *fragon* Mäusedorn) dial. *ransignol*, *rinsinol* etc. (für *rossignol*); vergl. afr. *ponçonnet* (für afr. *poçonet* kleiner Topf). Obige Beispiele stammen aus Balcke. *Der anorganische Nasallaut im Französischen* (Beiheft 39 zur *Zeitschr. für romanische Philologie*), wo *inguenot* nicht verzeichnet ist. — Wie *eguenot* zu *inguenot*, so ist durchaus entsprechend *uguenot* zu *unguenot* geworden in Lure (Dép. H^{te} Saône, Vautherin, *Glossaire de Châtenois* p. 205). *û*, *ê* = nasaliertes Vokal, frz. *chant*, *vin*.

¹⁾ Vgl. E. Tappolet, *Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der französischen Schweiz*, Strassburg 1914, I. Teil, p. 74; § 36, 1 a. II. Teil s. die Wörter im Wörterbuch.

²⁾ Nach freundlicher Mitteilung meines Kollegen M. Bernard Bouvier haben sich die Bezeichnungen *Ducaux* und *Evêquaux* als Familiennamen in Genf bis heute erhalten.

Abzeichen, um sich zu erkennen, die einen Kapaunfedern «à la façon des Suisses» (Bonivard) oder Kreuze auf den Rücken (Roset)¹⁾, die andern Stechpalmen. Man prägte Sprüche (*dictiers*) und dichtete Lieder aufeinander, das eine begann mit: *Vivent sur tous Messieurs les Alliez*, (Bonivard, *Chron.*), das andere mit: *Les Ainguenaux sont audessus* (Belege [1520–30], 1562 Anhang p. 148, 150). Beide Parteien suchten mit Volksbelustigungen (*brandons, collations, guets non nécessaires*, ausrufende Kinder) die Menge für sich zu gewinnen. Man ging von Haus zu Haus, um Stimmung für das Bündnis (*la bourgeoisie*) zu machen und jeder neu gewonnene Anhänger schloss sich dem Zuge an, laut mit den Kindern singend: *Vivent les Eiguenotz*. Von diesem Parteiruf ist mehrmals bei Bonivard die Rede. Der ursprüngliche Spottname war zur Parole geworden. Nicht nur in der Umgegend, sondern weithin sprach man von diesen *factions* und ihren Namen *Eiguenots* und *Mammelus, comme l'on fait en Italie des Guelfes et Gibelins* (nach Bonivard). Kein Wunder also, dass wir wenige Jahrzehnte später das Echo dieser heftigen Kämpfe in Frankreich drüben wiederfinden. Der anerkannte Führer der *Eiguenots* war Besançon Hugues (1490?–1532), Pelzhändler von Beruf, der unermüdlich, zuerst mit Berthelier zusammen, dann nach dessen Enthauptung (1519) allein, am Zusammenschluss mit den «Eidgenossen» arbeitete. Trotz mancher Misserfolge gelang es ihm endgültig, die Macht Savoyens zu brechen. Siegreich zogen im Jahre 1530 bernische und freiburgische Truppen in Genf ein. Es kam zu Ausschreitungen der Soldateska, in manchen Kirchen wurden Altarbilder zerstört. Im Frieden zu St-Julien, 19. Okt. 1530, wurde die Unabhängigkeit Genfs anerkannt. Ungehindert stand es fortan jeglichem Einfluss der Eidgenossen offen.

Zwei Jahre später, im Todesjahre des gut katholischen *Eiguenot* Besançon Hugues, 1532, begannen Farel, Fromment u. a. die Reformation zu predigen, 1534 trat Freiburg aus religionspolitischen Gründen vom Bündnis mit Genf zurück, 1535 wurde die neue Lehre vom eben reformiert gewordenen Bern stark begünstigt, in Genf offiziell eingeführt, von 1541 an stand das religiös-politische Leben der Stadt unter der Herrschaft Calvins.

So hat tatsächlich die bis 1530 aus lauter Katholiken bestehende, ursprünglich rein politische Partei der *Eiguenots* den Einzug der Reformation angebahnt und mächtig gefördert, und zwar nach zwei Richtungen hin: einerseits durch ihren Widerstand gegenüber der bischöf-

¹⁾ Leur signal estoit une croix taillée en leurs pourpoints (*Chroniques*, Ausg. Fazy p. 87). (Ils) «portaient des croix taillées en leurs pourpoints comme les anciens *eidguenots*» (nach Castel, p. 45).

lichen Gewalt, andererseits durch ihr Bündnis mit dem reformationsfreundlichen Bern. Aus den Anhängern der politischen Opposition wurden durch die Macht der Verhältnisse Anhänger der religiösen Opposition. Diese parteihistorische Verschiebung bedingte die Verschiebung im Sprachgebrauch: *eiguenot* wird gleichbedeutend mit «reformiert».

Um diese Verschiebung im vollen Umfang zu würdigen, muss man sich die Ereignisse von katholischen Chronisten erzählen lassen, so etwa von Jeanne de Jussie, einer Nonne des Klosters Sainte Claire in Genf, in ihrer wuterfüllten Schrift: *Le Levain du Calvinisme*, worin sie die Anfänge der Reformation von ihrem klösterlich-katholischen Standpunkt aus schildert. Es spricht daraus eine nie erlahmende Empörung, die vor derbster Beschimpfung nicht zurückschreckt.¹⁾

Auf Grund der bisherigen Schilderungen haben wir erkannt, dass der ursprünglich rein politische Parteiname *Eiguenots*, dem historischen Verlauf der Dinge entsprechend, eine konfessionelle Bedeutung angenommen hatte.

Für das Verhältnis von *Eiguenot* zu *Huguenot* ist es von Bedeutung, dass *Eiguenot* schon früh in Frankreich Verbreitung fand, von Bedeutung, weil dadurch erwiesen ist, dass die Genfer Parteikämpfe im grossen monarchischen Nachbarstaat lebhaft besprochen wurden.

Den ersten Beleg für diese Tatsache liefert uns ein Brief des Herzogs von Savoyen aus dem Jahre 1528, in dem es heisst: *ceux de Genève adhérent aux Ligues suisses, en allemand Henguenots, c'est à dire séparés, comme se nomment aussi les hérétiques de France.*²⁾ Wo und wie weit der Ausdruck verbreitet war, erfahren wir nicht, eine grosse Ausdehnung kann er in den wenigen Jahren seines Bestehens sicherlich nicht gehabt haben, um so weniger als der Brief nur die zweite Wortbedeutung, die konfessionelle, im Auge hat.

Weniger Bedeutung hat für uns die Aussage des französischen Historikers Etienne Pasquier (1526–1616), dessen *Recherches de la France* 1560–1621 erschienen waren. Im 7. Buch spricht er von *Huguenot*

¹⁾ In bezug auf die Ereignisse von 1530 erzählt Jeanne de Jussie: *cette nuit ces Bernois, comme mauvais heretiques trouverent moyen d'ouvrir le Chœur de l'Eglise, et entrèrent dedans, et au milieu de la Nef firent un grand feu, puis comme desloyaux chiens enragez et hors du sens, vont prendre le Ciboire...* (p. 9, Ausg. Grivel) und an anderer Stelle: *ces Suisses Allemands à celle descendue sur le país firent des maux innumerables, et comme faux chiens Heretiques partout où ils passerent ils pillerent et bruslerent toutes (!) les Eglises, Monasteres et Religions etc.* (ib. p. 23).

²⁾ S. Anhang, p. 148–149.

und berichtet, er habe von Reisenden gehört, *que c'est un mot emprunté à la Souisse quasi comme hens quenaus qui signifie en ce pays-là gens séditieux.*¹⁾ Die Stelle zeigt lediglich, dass die genferische Form *inguenot* Pasquier nicht unbekannt war. So lange wir nicht erfahren, wann er davon Kunde erhalten hat, bleibt die Stelle von geringem Wert.

Wichtiger und entscheidend ist ein dritter Passus, er findet sich in einer Flugschrift der Guisen von 1562. Sie hat den Zweck, die französischen Hugenotten als politische Aufwiegler hinzustellen. Darin werden diese *Aignos* genannt, *nom que les Eglises difformées* (boshaft für *réformées!*) *avoient usurpé* (Mém. de Condé nach Soldan 1,622⁴⁰) und *Aignos* müssten sie heissen, *car ceux de Genève, dont les séditieux d'Amboise sont yssuz, se voulans rebeller du Duc de Savoye, intro-mirent en leur ville bon nombre d'Aignos.*

Das Pamphlet hätte sich des Ausdrucks nicht bedient, wenn er nicht in französischen Parteikreisen schon eingebürgert gewesen wäre. Zugleich sieht man aus dieser wie aus andern Stellen der *Mémoires de Condé*, einerseits wie allgemein Genf als der Herd der hugenottischen Bewegung galt, andererseits wie eben deshalb die französischen Protestanten als staatsgefährliche Rebellen verschrien waren.

Zu diesen Belegen gesellt sich eine weitere, viel zu wenig beachtete Tatsache, die ebenfalls darauf hindeutet, dass die Genfer Wirren ein lautes Echo in Frankreich gefunden haben: mancherorts, namentlich im Poitou, wurden die Reformierten *Fribourgs* oder *Fribour*²⁾ genannt.

¹⁾ S. Anhang, p. 150, Beleg «um 1560».

²⁾ Ménage, *Dictionnaire étymologique*, sub *Huguenot*, ferner in den modernen Patoiswörterbüchern von Favre, *Glossaire du Poitou* etc., *Fribous* s. m. pl. «dénomination vulgaire sous laquelle on désignait les protestants», und von Lalanne, *Glossaire du patois poitevin*, *Fribou* s. m. «nom que l'on donnait, parfois, dans le Poitou, aux soldats huguenots». Vgl. auch La Popelinière, *Histoire de France*, 1581, p. 162, nach *Bull. du protest.* 8,267; ib. 1,306, nach Soldan 1,624. — *Fribourgs* heissen sie und nicht *Fribourgeois*, weil die Volkssprache sich häufig mit dem blossen Ortsnamen ohne Suffix begnügt, *les Ollon*, «die Bewohner von Ollon». Nach E. Pasquier soll *Fribour* im Poitou ein gefälschtes Geldstück bezeichnen, darnach wären die Hugenotten so benannt worden (nach Castel p. 61). Sollte nicht vielmehr das in katholischen Kreisen anrühige Wort auf eine falsche Münze übertragen worden sein? Im allgemeinen tragen ja doch wohl falsche Münzen keinen besondern Namen, da sie immer einer echten Münze nachgeahmt sind.

Wichtiger ist die Bemerkung Lalannes: «soldats Huguenots, peut-être à cause des recrues fribourgeoises qui se trouvaient dans leurs armées». Noch bestimmter gibt Favre diese Erklärung. Nach einer bei Lalanne zitierten Chanson hätten die *Fribou* z. B. bei der Belagerung von Poitiers durch den Admiral Coligny, 24. Juli—6. Sept. 1569, eine Rolle gespielt. Es ist bekannt, dass die schweizerischen Söldner nach Kantonen ausgehoben und eingeteilt wurden, es gab ohne Zweifel in den *corps francs* auch Kompagnien, die aus Freiburgern bestanden; es ist auch nicht ausgeschlossen, dass gelegent-

So befremdlich gerade uns Schweizern das heute klingen mag, so begreiflich ist es für den Eingeweihten¹⁾: hatten sich doch die *Eiguenots* zuerst nur mit Freiburg verbündet, das damit zum Bischof von Genf in ein Feindschaftsverhältnis trat, sie wurden offenbar damals schon *Fribourgs* gescholten, wenn auch Belege dafür fehlen; das spätere Schicksal teilte das Wort mit *Eiguenots*, es wurde in und ausserhalb Genf zum Spottnamen der Protestanten.

Fassen wir zusammen: Die Parteikämpfe in Genf unmittelbar vor Einführung der Reformation erklären uns in durchaus überzeugender Weise drei ziemlich verschiedene Tatsachen:

1. dass vor und neben *huguenot* in Frankreich ein *aignos* im Sinn von «Ketzler» oder «Aufwiegler» bestand;
2. dass dieses *aignos* (bezw. dessen Lautvarianten) sich trotz der Konkurrenz des mächtigeren *huguenot* bis auf den heutigen Tag in südfranzösischen und frankoprovenzalischen Mundarten, sowie in der nördlichen Franche-Comté erhalten hat;
3. dass die Hugenotten im Westen Frankreichs auch *Fribourgs* genannt wurden.

Welches Licht werfen nun diese Tatsachen auf die Etymologie von *huguenot*?

II. *Huguenot*.

In diesem zweiten Teil treten wir ins Reich der Vermutungen. Die Kontroverse über den Ursprung von *huguenot* ist so alt wie das Wort.

Über ein Dutzend von Etymologien sind schon im 16. Jahrhundert aufgestellt worden. Die meisten tragen deutlich anekdotenhaften Charakter und bekunden eine spöttelnde oder beschimpfende Absicht. Ein reformierter Prediger soll bei einer Rede an einen Fürsten stecken geblieben

lich solche *compagnies fribourgeoises* aller Überzeugung zum Trotz auf Seite der *huguenottischen* Fürsten kämpften. Allgemein und dauernd, somit typisch und für den Sprachgebrauch massgebend kann aber doch wohl diese Verwendung freiburgischer Söldner kaum gewesen sein. — Die von Littré und Sachs-Villatte verzeichnete Bedeutung «Winterbirne» ist für unsere Frage belanglos.

¹⁾ Es ist merkwürdig, wie wenig historisches Verständnis der Hugenotte Castel in dieser Frage an den Tag legt. Gegen La Popelinière, Favin und Diodati, die unsere Ansicht über *Fribourg* zuerst aufstellten, macht er geltend: *cependant cette ville était catholique, et les étudiants français la visitaient rarement* (p. 61). Darum handelt es sich ja gar nicht. Niemals hat *Fribourgs* in unserem Zusammenhang «Leute in oder aus Freiburg» bezeichnet, sondern lediglich «Genfer, die es mit Freiburg hielten», so wenig wie *Eiguenots* damals «wirkliche Eidgenossen» bezeichnete, sondern eben auch nur «Genfer, die es mit den Eidgenossen hielten». Was Castel p. 42 berichtet, hatte er p. 61 nicht mehr gegenwärtig.

sein, statt: *Huc nos, serenissime princeps, advenimus*, habe er nur immer *huc nos* gestackert, das sei ihm und seinen Anhängern als Übername geblieben. Oder es wird Calvin ein weiblicher Nachtgeist (*incube*), namens *Nox*, angedichtet, den er mit dem Ruf *huc Nox!* zu sich bestellt habe, daher seien seine Anhänger, als seine geistigen Kinder, *huguenots* genannt worden!

Der verzweifelte Versuch, das Wort aus altschwd. *Ungenosse* «der einer andern Genossenschaft angehört» (*Idiot.* 4, 821) abzuleiten (Littré, *supplément* 191), scheidet, ganz abgesehen von begrifflichen und lautlichen Bedenken, an dem Umstand, dass das «Corpus delicti», ein Totentanz aus Sitten vom Jahre 1505 mit der Angabe *Mort de la ungnote* (angeblich = *uguenote*), in Sitten unbekannt ist, wie mir der dortige Staatsarchivar, Dr. L. Meyer, freundlich mitteilt.¹⁾

Einer wissenschaftlichen Diskussion würdig sind eigentlich nur zwei Herleitungen:

Die eine verlegt die Herkunft nach *Genf* (*eiguenots*), die andere nach *Tours*. Für die letztere Annahme gibt es zwei Versionen:

In *Tours*, so erzählt der Geschichtsschreiber *La Place*, wenige Jahre nach der Verschwörung von Amboise (1559), habe ein Stadttor *la porte du roi Hugon*²⁾ gestanden, dort hätten die Protestanten ihre Gottesdienste gefeiert, darnach seien sie im Volke benannt worden.

Anders der calvinistische Historiker *La Planche*. Nach ihm rührt der Name von einem nächtlichen Gespenst, *le roi Huguet* (*Hugon*),²⁾

¹⁾ Immerhin kann diese vom «Tod» heimgesuchte *ungnote* nicht aus der Luft gegriffen sein, da Gaullieur sie ebenfalls als Figur eines andern Totentanzes in einem Gebetbuch (*Heures*) von 1496 (Druckort?) abgebildet gesehen hat (*Revue Suisse* 4 (1851), p. 248¹). Vermutlich bezeichnet das Wort hier eine Weibsperson geringer Herkunft (s. mhd. *ungenôz*, Lexer).

²⁾ Von einem Tor dieses Namens ist mir nichts Näheres bekannt. Wohl aber von einem Turm, *Tour feu Hugon*, früher auch *Tour du comte Hugues* genannt, der von alters her bis ins 19. Jahrhundert hinein im Osten der Stadt gestanden hatte, wie es scheint, neben einem Kirchhof, was den Glauben an ein Gespenst gleichen Namens begreiflicher erscheinen lässt (L. Pineau, *Le roi Hugon*, in *Revue des traditions populaires* 4 (1889), p. 461–462). — Was nun das Gespenst *le roi Hugon* anbelangt, so soll es vornehmlich in *Tours* sein Wesen getrieben haben. Es hatte es besonders auf befestigte Städte abgesehen, wen es erwischen konnte, den schlug es zu Tode oder trieb ihn vor sich her und liess ihn vor aller Augen verschwinden. Der *roi Hugon* scheint auch ausserhalb *Tours* gefürchtet gewesen zu sein: so wird er von *Cyrano* im *Pedant joué* (Akt 4, Szene 1) unter andern Gespenstern erwähnt, auch in Südfrankreich scheint er nicht unbekannt (Pineau l. c). Näheres in *P. Sébillot, le Folk-lore de France*, 4, p. 218. Vergl. Castel, p. 84, der für fünf französische Städte je ein Gespenst mit besonderen Namen angibt. Liesse sich nachweisen, dass der Glaube an den *roi Hugon* vorwiegend in Städten mit Hugenottengemeinden herrschend war, so könnte man sich *Huguenot* aus *Hugon* an verschiedenen Orten entstanden denken und damit würde unser Hauptbedenken gegen die mit *Tours* operierende Theorie wesentlich abgeschwächt.

mit dem die sich nachts versammelnden Protestanten in beschimpfender Absicht verglichen wurden. So auch E. Pasquier in einem Brief (Litré unter *huguenot*).

Zu dieser Erklärung bemerken wir folgendes: An und für sich scheint es uns leicht möglich, dass die Protestanten infolge ihrer nächtlichen Versammlungen darnach benannt worden sind. Was die Erklärung wenig wahrscheinlich macht, ist weniger der Umstand, dass die beiden auf Tours hinweisenden Erklärer sich widersprechen, als die Tatsache, dass sich in der Stadt Tours¹⁾ kein irgendwie bedeutendes Ereignis in den Religionskämpfen der damaligen Zeit abgespielt hat, das die lokale Bezeichnung aus den Mauern der Stadt hätte heraustragen können.²⁾ Wie ganz anders steht es darin mit *Genf*, auf das damals aller Augen gerichtet waren, das von allen Hugenotten als «die heilige Stadt» verehrt wurde? War es nicht an der Genfer Akademie, wo junge Prediger und Lehrer aus ganz Frankreich zu den Füßen Calvins sassen? Und war nicht die kirchliche Organisation, die Calvin in Genf geschaffen, für jede Hugenottengemeinde das massgebende Vorbild?

Heute hat Tours keinen ernsthaften Verteidiger mehr. Fast allgemein wird die Herleitung aus «Eidgenossen» als die richtige angesehen, so von Ritter, Redaktion der *Romania*,³⁾ G. Paris,⁴⁾ Körting, *Dictionnaire Général*, Meyer-Lübke, *Etym. Wb.*⁵⁾ Merkwürdig ist dabei, wie wenige sich über die Hauptschwierigkeit dieser Herleitung aussprechen:

¹⁾ Wohl gab es schon damals in Tours zahlreiche Protestanten, deren Wegzug aus Anlass der Aufhebung des Edikts von Nantes der einheimischen Industrie einen ganz empfindlichen Schaden verursachte, doch das trifft noch für viele französische Städte zu.

²⁾ Wie man sich einer Erklärung zulieb dazu verleiten lassen kann, Tatsachen zu erfinden, zeigt folgende offenbar aus der Luft gegriffene Stelle in der s. Z. berühmten *Storia delle guerre civili di Francia* von Davila (1630 erschienen): ...le prime radunanze.. si fecero di loro (Ugonotti) nella città di Turs, ove prese da principio nervo e augmento questa credenza... (Nach Soldan, 1,616²⁴).

³⁾ Redaktoren waren P. Meyer und G. Paris, s. *Rom.* 11, 414, wo eine redaktionelle Anmerkung sagt: *M. Baudry a mis cette étymologie (aus «Eidgenossen») hors de doute dans sa notice préliminaire à la reproduction des gravures historiques de Tortorel et Périssin*. Wir haben leider diese «notice» trotz vielem Suchen und Fragen nicht aufreiben können.

⁴⁾ *Romania* 32, 349.

⁵⁾ Was Herrn Mazel, der als Südfranzose das Wort auf Grund einer Dialektvariante, *duganaou*, von *dugou* «Uhu» herleiten möchte, nicht hindert, zu schreiben: *Mais assurément cette étymologie (die von Eïguenots) est tout ce qu'il y a de plus risqué, et elle ne supporte guère l'examen!* (*Bull. du protestant.* 47, 662). Wie so viele dilettantische Erklärer, die von den Genfer *Eïguenots* keine Ahnung haben, lehnt auch Mazel diese Herleitung nur ab, weil er vergebens nach einer direkten Beziehung zwischen den Hugenotten und dem Wortsinn von «Eidgenossen» sucht.

wieso wurde *eiguenot* zu *huguenot*? Die Schwierigkeit ist grösser, als ein Laie anzunehmen geneigt ist, der sich gern mit den Begriffen «Verstümmelung», «Entstellung» zufrieden gibt. Solange wir aber Grund, Richtung und Verbreitung einer sog. «Entstellung» nicht deuten können, solange darf eine Etymologie nicht als gesichert gelten. Dabei ist nach Möglichkeit zu unterscheiden zwischen dialektischen Varianten und Formen, die nicht als solche bezeichnet werden können. Die Grenzlinie zwischen beiden kann natürlich nur auf Grund einer genauen Kenntnis der Dialekte gezogen werden; *inguenot*, *aganaud*, *oganaud* etc. nennen wir normale Varianten von *eiguenot*, weil wir ihnen mehr oder weniger analoge Beispiele zur Seite stellen konnten. Diese Formen bewegen sich innerhalb bekannter Grenzen, dass z. B. *e* sich zu *a*, *a* sich zu *o*, oder *ü* sich zu *i* wandelt, entspricht allgemeiner linguistischer Erfahrung. Dass aber *e* zu *ü* würde, wäre unerhört. Die Methode verlangt hier gebieterisch eine ausserlautgesetzliche Erklärung.

Solche sind drei gegeben worden.

1. Der savoyische Gelehrte Constantin machte in der *Revue Savoisienn*e (26, 320) auf das altfranzösische Schimpfwort *huet* aufmerksam, das vielleicht in Verbindung mit *huguet*, *hugon* «Gespenst» — *tous ces mots sentent un peu le fagot*, meint er — auf *eiguenot* eingewirkt haben könnte. In der Tat ist *huet* mehrfach belegt, besonders zur Beteuerung von etwas, das man tun will:

*Mais je parleray à tous cas
Aveques les grans advocatz
ou que l'on m'appelle huet* (aus einer Sottie, Godefroy).

Merkwürdig ist nun allerdings, dass uns dieses *huet* zweimal als Spottname für einen Ordensbruder bezeugt ist, das eine Mal für Paris 1384 (*Rev. Sav.* 26, 320), das andere Mal für Rouen 1387 (Godefroy).

Im übrigen hängt aber diese Hypothese doch zu sehr in der Luft, um ernstlich in Betracht zu kommen. Das Wort berührt nirgends die Geschichte der Protestanten, wir wissen nicht, ob und wo es im 16. Jahrh. noch im Gebrauch war. Constantin legt dem Gedanken auch keinerlei Gewicht bei.

2. Ernstliche Beachtung verdient die Ansicht Ritters, der annimmt, *eiguenot* sei unter Einfluss des Personennamens *Huguenot* in seinem Anlaut verändert worden. Denn es ist Tatsache, dass der Name *Huguenot* (offenbar ein Deminutiv zu *Hugon*) schon lange Zeit vor der Reformation auftritt.¹⁾ Diese Auffassung teilt auch Gaston Paris,

¹⁾ So z. B. 1387 *Pascal Huguenot* aus Limousin, 1425 in Montbéliard und Belfort etc. Vgl. *Bull. du protest.* 48, 277; 50, 614; 51, 10, 103.

nur glaubt er *quelque réformé tourangeau* annehmen zu sollen (Rom. 32, 349).¹⁾

Solang aber dieser *réformé* weder in der Touraine noch anderswo kann namhaft gemacht werden, so lange bleibt auch diese Erklärung im Stadium der blossen Möglichkeit stecken.

3. Viel einleuchtender scheint mir ein anderer Gedanke, der mir beim Studium der Genfer Wirren gekommen ist und den schon Sismondi²⁾ und nach ihm Soldan in seinem trefflichen Aufsatz über *Huguenot* ausgesprochen haben.³⁾ Sollte nicht der Name des Parteiführers Besançon Hugues mit im Spiele sein? Als Bürgermeister von Genf hat er durch den Vertrag von 1519 zwischen Freiburg und Genf mit Berthelier zuerst eine politische Beziehung mit der Eidgenossenschaft hergestellt. Nach der Hinrichtung seines Gesinnungsgenossen übernahm er die Führung der Partei. Bis zu seinem Tode 1532 diente er in leitender Stellung seiner Vaterstadt. *C'est une des plus belles figures de l'histoire de Genève*, schliesst die *Grande Encyclopédie* ihren Artikel über Hugues. War es nicht natürlich, dass ein witziger Gegner die *eiguenot* in *huguenot* umgetauft hatte?⁴⁾ Aus dem Spitznamen wäre dann, wie bei *eiguenot*, eine mehr oder weniger neutrale Bezeichnung geworden und für die Verbreitung des Wortes sorgte dann Calvin und sein Anhang in Frankreich. Nach dieser Vermutung wäre also in Genf ein dritter Name für «Protestant» geschaffen worden, der, wie die beiden andern, *eiguenot* und *fribourg*, seine natürliche Erklärung in den vorreformatischen Wirren der Stadt fände und der auch im übrigen genau den gleichen Weg eingeschlagen hätte: zuerst politischer Parteiname, dann konfessioneller Parteiname, zuerst auf Genf beschränkt, dann, vom Vehikel der Reformation getragen, sich in Frankreich verbreitend.⁵⁾ Wir dürfen nun nicht verschweigen, dass gegen diese bestechende Hypothese ein schweres Bedenken erhoben werden muss und zwar im

¹⁾ Hier sei bemerkt, dass Littré das Wort direkt auf einen *Huguenot*, d. h. *quelque hérétique de ce nom* zurückführt.

²⁾ *Histoire des Français* (1821–1844) 12, 359 nach Soldan.

³⁾ Vermutlich teilt diese Auffassung Léopold Sudre, der im *Traité des Dictionnaire Général* (II, p. 173) sagt: l'allemand «Eidgenossen», sous l'influence de *Hugues*, est devenu *huguenot*. Mit Recht stellt er u. a. dazu afr. *netun* (Kobold) zu *nuitun* wegen *nuit* und zu *luitun* wegen *lutter* (lutter).

⁴⁾ In durchaus analoger Weise ist z. B. das Oberwalliser Blatt «Der Briger Anzeiger» vom Volksmund boshaft in *Le brigand de Seiler* verdreht worden, da die durch die Hotelindustrie löblich bekannte Walliser Familie «Seiler» als an dieser Zeitung stark beteiligt gilt.

⁵⁾ Dass hier die letztgeborene Bezeichnung über die beiden andern den Sieg davon getragen, daran mag der Name *Huguenot* insofern nicht ganz unschuldig sein, als die Form gegenüber *eiguenot* mehr französisches Gepräge trug.

Namen der Chronologie. Trotz vielem Suchen konnte *Huguenot* nicht vor 1553 mit einwandfreier Sicherheit nachgewiesen werden und das nur für Frankreich. Pasquier allerdings will das Wort schon um 1550 *de quelques amis tourangeaux* gehört haben.¹⁾ In der Schweiz stammt der erste sichere Beleg aus Le Landeron 1563.²⁾ Andererseits müsste natürlich *huguenot* noch zu Lebzeiten von Besançon Hugues, also vor 1532 entstanden sein. Gerade für die wichtige Periode von 1530–1550 fehlen uns zuverlässige Belege.

Zur Abschwächung dieser Bedenken lässt sich folgendes vorbringen:

Es fehlt an Belegen, es fehlt aber nicht an Hinweisen. In seiner *Histoire de la ville de Genève* (erste Ausgabe 1680) sagt Spon: *Eidgnots ou Huguenots, comme on le prononçait indifféremment, signifiait les Alliez.*³⁾

Kennen wir auch die Quellen nicht, aus denen Spon geschöpft, so ist nicht anzunehmen, dass er diese Bemerkung aus der Luft gegriffen hat. Mehr Gewicht kommt aber jedenfalls einem andern Chronisten, Michel Roset, bei, dessen *Histoire de Genève* 1562 dem «Conseil» vorgelegt wurde. Roset sagt hier von der Partei der *Eiguenots* wörtlich folgendes: *Eux à s'assembler de plus fort et à se bander ouvertement, appelans les Ducal Mamellus comme renonçans à la liberté, et quelques fois Monseigneuristes. Et estoient appelléz des Mamelus Euguenots, parce que les Ligués s'appellent Eidgenossen qui est-à-dire participans du serment. Ceste division estoit grande et trayna longuement, tant que les Euguenos se trouvèrent plus forts de voix.*⁴⁾

¹⁾ S. Anhang p. 149. Das ist die äusserste Grenze in den Zeugnissen über das erste Auftreten der Form *Huguenot*. Im übrigen beteuert uns Pasquier: *Je croy qu'il n'y a celuy de nous qui ne reconnaisse franchement que la première fois que ce mot commença d'estre cogneu de toute la France, ce fut après la faction d'Amboise (1559).* Zum annähernd gleichen Resultat führte eine Vergleichung amtlicher Erlasse gegen die Hugenotten aus der Zeit von 1542–1562; darin werden die Hugenotten bis 1560 nie *huguenots*, sondern *luthériens, hérétiques* etc. genannt, den Übergang zu *huguenot* kennzeichnet eine Schrift von 1562 mit der Aufschrift: *Les miraculeuses punitions divines advenues sus aucuns méchans et miraculeux Luthériens (à présent nommés Huguenots), ennemis de notre Mère sainte Eglise (Bull. du protest. fr. 8, p. 125).* Doch was beweisen diese Stellen anderes, als dass das Wort erst um 1560 in Frankreich zu allgemeinem, quasi offiziellem Gebrauch gelangt war? Dass das Wort schon viel früher in Tours bekannt war, bezeugt uns ja Pasquier. Warum soll es nicht 20, ja 30 Jahre früher in andern protestantischen Gegenden, die alle mit Genf in Verbindung standen, im Umlauf gewesen sein?

²⁾ S. Anhang, p. 150–151.

³⁾ Buch 2, 188, nach Soldan 619, vgl. *Bull. du prot.* 6, 304.

⁴⁾ Zitiert nach der Genfer Handschrift, wie sie H. Fazy veröffentlicht hat, in: M. Roset, *Les Chroniques de Genève*, Genève 1894, p. 87. Etwas anders *Bull. du protest.* 9, 15.

Die Form *Euguenos* begegnet öfters, (so S. 87, 101, 107 je zweimal), es kann sich also schwerlich um einen Lesefehler des gelehrten Herausgebers für *Enguenos* handeln. Andererseits ist ein spontaner Übergang von *eg-* in *æg-* höchst unwahrscheinlich. Ich vermag deshalb in *Euguenos* nichts anderes zu sehen als eine gelehrte Graphie für *Uguenot*, in Anlehnung an Eigennamen, wie *Eugène*, *Eugénie*, *Eulalie*, auch *Europe*, *Eure* (reimt mit *nature*, *Henriade* 8) etc., die alle, teils als veraltet, teils aus moderner volksfrz. oder dialektischer Rede, mit ü-Aussprache bezeugt sind. Bestätigt werde ich in dieser Ansicht durch das konstante Auftreten der Form *Huguenots* (an Stelle von *Euguenos*) in zwei anderen Handschriften in Lausanne (Näheres darüber bringt Soldan, *Bull. du protest.* 9, 15, vgl. Anm. 3).

Ist unsere Deutung der Form *Euguenot* als graphische Variante von *Huguenots* die richtige, so identifiziert hier Roset *eiguenot* und *huguenot* vollständig, auch er hätte sagen können: *on les prononçait indifféremment*. Man kann dieses Zeugnis um so weniger leicht beiseite schieben, als um 1562 jeder ältere Genfer darüber ja genau Bescheid wusste.

Dazu kommt folgende Überlegung: Ist es wirklich so verwunderlich, dass wir aus der fraglichen Periode keine positiveren Belege für *huguenot* besitzen, angesichts der Tatsache, dass wir für das unzweifelhafte *eiguenot* in Genf und Umgebung im ganzen nicht mehr als 8 Zeugen¹⁾ zitieren können, die zudem vorwiegend den Anfängen der Parteikämpfe angehören, angesichts der Tatsache, ferner, dass der Parteiname *Fribourg* aus Genfer Dokumenten überhaupt nicht zu belegen ist? Die 8 Zeugen für *eiguenot* zeigen m. E. nur, dass *eiguenot* die Hauptform, *huguenot* die Nebenform war, die erst später aus noch nicht genügend aufgeklärten Gründen in den Vordergrund trat.

Zum Schluss darf darauf hingewiesen werden, dass wir uns oft über das erste Auftreten eines Wortes Illusionen hingeben. Es galt für alle älteren *Huguenot*-Forscher als ausgemacht, dass das Wort nicht vor 1560 sicher nachgewiesen werden könne. Ein Zufall spielte uns im Jahre 1891 den Beleg von Périgueux aus dem Jahre 1553 in die Hand. Wie leicht kann uns ein anderer Zufall das Wort aus wesentlich früherer Zeit aufdecken!

Unsere Ansicht lässt sich so zusammenfassen: Was bis jetzt über den Ursprung von *Huguenot*, ohne Zusammenhang mit Eidgenossen, in alter und neuer Zeit gesagt worden ist, gehört entweder dem Reich der

¹⁾ Diese 8 Zeugen sind: Bonivard, Saconay, Ratsprotokoll, Prozessakten, Ballard, Brief des Herzogs, Jussie und Gacy. Sie fallen in die Jahre 1518–1536. Aus der Zeit 1536 bis um 1560 haben wir auch für *eiguenot* keine Belege.

Fabel an oder geht wenigstens über die blosse Möglichkeit nicht hinaus. Am meisten historische Wahrscheinlichkeit hat eine Etymologie, die mit Genf als Ausgangspunkt operiert, einmal weil Genf die geistige Heimat der Hugenottenbewegung war, und dann weil zwei andere französische Namen für «Protestant», nachweislich *eiguenot* und höchst wahrscheinlich *Fribourg*, von Genf ausgehen. Dazu gesellt sich ein dritter Umstand zu gunsten Genfs, der Name des liberalen Parteiführers Besançon *Hugues*, der allein uns die Veränderung der Anlautsilbe in sprachwissenschaftlich befriedigender Weise erklärt.

Wie man sich auch zu der hier vorgetragenen Deutung der Dinge stellen mag, so wird man zugeben müssen, dass hier nur das gleichmässige Zusammenarbeiten der historischen und linguistischen Forschung zu einem gedeihlichen Ende führen kann.

Anhang.

Belege für «Eiguenot» und «Huguenot» aus dem 16^{ten} Jahrhundert in chronologischer Reihenfolge.

Eine in Klammern stehende Jahreszahl gibt den Zeitpunkt der geschilderten Ereignisse an. Ohne Klammern steht die Jahreszahl nur bei früh datierbaren Belegen.

[1518.] Et alloient criant les enfans: «*Vivent les Eiguenotz*», voulans dire les *Eydgnoss*, que signifie en allemant les ligues ou alliez, duquel nom s'appellent les Suisses en général, car *eyd* signifie serment, et *genoss*, participant. Pourquoi ces deulx motz ioinctz, ascavoir *eydgnoss*, signifient les ligues et ensemble assermentez. Ceulx qui tenoient le party des Princes a ceste cause par moquerie les appelloient les *Eidguenots*, et ceulx de la part de la liberté nommoient ceulx par l'opposite les *Mammelucz* . . . Et se comenca lon a bender lung contre laultre, porter des marques pour soy recognoistre. Les *Eidgenoss* pourtoient des plumes de chappons a la facon des Suisses, les *Mammelucz* ou *Monseigneuristes* . . . le houx. (F. Bonivard, *Chroniques de Genève*, Ausg. Revilliod 1867, 2 p. 131. Die Chronik stammt aus den Jahren 1542–1550).

Et les enfans alloient criant: *Vivent les Eydgenotz*, cuidantz dire: *Vivent les Eydgnoss*, quest a dire les allies (ib. p. 135, ebenso p. 254).

Car non seulement aux regions voisines et de l'environ, mais bien loingtaines, lon comenca a parler des factions qui regnoient a Geneve et des noms d'icelles, a scavoir *Eydgnoss* et *Mammelucz*, comme lon fait en Italie des Guelfes et Gibelins (ib. p. 136).

[1519] les bons patriotes que lon nommoit les *Eydgness* sassemblarent et envoyerent *Besancon* a Fribourg en ambassade (ib. p. 163).

Ce non obstant les *Eydgness*, qui estoient les plus fortz en la ville, aians plus de hardiesse que de sagesse, delibererent de tenir bon (ib. p. 167, vgl. p. 191 und passim).

Der Bürgermeister Richardet, ein *Eydgness*, stellte den untreuen Schatzmeister Boulet, ein Mammeluc, vor versammeltem Rat zur Rede. Dieser antwortete: «Faudra il que soions gouvernez par ces *Eydgnotz*?» l'appelant *Eydgnot* par mesprisance. Er erhielt dafür einen Schlag mit dem «baston de scindicat» (ib. p. 228).

[um 1518–1530.] Et estoyent appellés des Mamelus *Euguenos* (oder *Huguenots*) parce que les Ligués s'appellent Eidgenossen... (M. Roset *Chroniques de Genève* p. 87; 1562 beendet; näheres p. 145–146).

[um 1520–1530.] Autres dient que ce mot (*Huguenot*) est dérivé de ce mot de Suisse: *Eydgnessen*, qui signifie confédéré. Ainsi furent au commencement appellez ceux de Genève *Ainguenaux*, quand ils se rebellerent contre leur Prince le duc de Savoye, et leur evesque: d'où la chanson fut faicte: *les Ainguenaux sont au dessus*.

Quoy que ce soit, transmuant une seule lettre nous dirons *Huguenau* estre un *guenau* (Nebenform für *une guenon*, Affenweibchen) et un singe. Le français hérétique a pris ce nom, pour s'estre plus tost transformé en singe et *guenon* qu'en autre beste, . . . suyvant un certain naturel d'aucuns Français, qui se rendent assez souvent imitateurs des nations estrangeres és meurs, gestes et habillements: qui est le propre du singe. (Der Verfasser spielt hier offenbar an auf den Einfluss Luthers und später Genfs. — Gabriel de Saconay, archidiacre de Lyon, *La Genealogie et la fin des Huguenaux et decouverte du Calvinisme* [heftiges Pamphlet]. Lyon 1573, *Rev. sav.* 37, 24, vgl. *Revue Suisse* 4 [1851] 248).

1520. *Eydguenot*, erwähnt im Genfer Ratsprotokoll vom 3. Mai (*Rev. sav.* 26, 272), erster urkundlicher Beleg für Genf.

1521. *Ayguinoctica secta*, in Genfer Prozessakten (ib.).

1525–1532 . . . Mons^r le duc mist tel ordre en ses pays que ceulx de Geneve (d. h. die Unabhängigen) ne fussent point outragés leurs disant *traitres ayguenot*, lequel outrage et injure ne pourraient endurer. (*Journal de Balard* 1525–1532 verfasst, ib.).

[1526] . . . ceulx de dans la ville = *Ayguenot* (Balard, ib.).

[1527] . . . toujours menassant que tant qu'il rencontrerait des *Ayguenots* de Genève, il les mettroit sur les carreaux (Balard, ib. p. 272–273).

1528 ceux de Genève adhèrent aux Liges suisses, en allemand *Henguenots*, c'est-à-dire séparés, comme se nomment aussi les hérétiques de France (Brief eines Sekretärs des Herzogs von Savoyen, ib. p. 322).

Erster Hinweis auf Verbreitung des Wortes in Frankreich, vielleicht ist nur die Gegend von Lyon gemeint, wo schon früh die neue Lehre Boden gefasst hatte. — Zugleich erster Beleg für die nasalierte Form.

[1532] fut tenu un autre Conseil entre ceux de Berne et de Fribourg, et conclurent ceux de Genève que nullement ne seroient subjects à Monseigneur, et qu'ils tiendroient leur alliance *Enguenote*, et n'y eut autre determination. (Jeanne de Jussie, *Le Levain du Calvinisme*, Aug. Grivel, Genève 1865, p. 40.) Das Werk scheint vor 1611 nicht gedruckt worden zu sein,¹⁾ entgegen der Angabe V. Rossels, der in seiner *Histoire littéraire de la Suisse romande*, p. 116 das Jahr 1535 angibt (s. G. von Wyss, *Gesch. der schweiz. Historiographie*, p. 249, nach freundlicher Mitteilung J. Jeanjaquets).

[1535] . . . les Gentilshommes descendirent auprès de la cité, . . ils pillèrent et emporterent tout ce qu'ils peurent trouver appartenant à ceux de Geneve, que l'on appelloit *Enguenot* (c'est un mot Allemand), c'est à dire en François Bon-allié (*Levain du Calvinisme*, p. 7).

um 1536.

Estre soloye cité delicieuse;
 Les *Anguenots* m'ont fait sedicieuse . . .
 Mieux me seroit si je estoie soubz France
 Ou obéisse à mon naturel prince;
 Je n'eusse pas fourvoyé, ne prins ce
 Chemin oblique, devenant *anguenotte*,
 De deshonneur perpetuelle note.
 Las! je ne fusse par ces maudits livrée
 A hérésie, ains de mal délivrée.

(Jean Gacy, *Déploration de la cité de Geneve sur le fait des hérétiques qui l'ont tyranniquement opprimée*, Littré, supplém. p. 191, nach E. Ritter ist dieses katholische Klagelied um 1536 verfasst).

[um 1550] hat Etienne Pasquier die Form *huguenot* von Freunden in der Touraine gehört (*Recherches de la France* 7, 52 nach Littré, suppl. p. 191; das Werk erschien 1560—1621, das 7^{te} Buch 1611).

1553 per cause de la brave et généreuse action qu'il (Bertin) fazet contre la vilaine race d'*Huguenauds* (Stelle aus einem «Certificat d'honneur et gloire» vom 20. März, das die «consuls et notables» der Stadt Périgueux ihrem Maire Bertin ausgestellt hatten, *Bull. du protest.*

¹⁾ Besonders wichtig ist die Frage des Erstdruckes wegen einer Randbemerkung, die in obiger Ausgabe p. 10 lautet: Extorsions et cruautez faictes a Morges par les *Huguenots*. Im Text steht nur *Enguenot*. Würde der Text mit den Randbemerkungen aus dem Jahre 1535 stammen, so hätten wir den ersten Beleg für die Form «Huguenot» als Nebenform von *Enguenot* vor uns. Vermutlich sind aber diese Randbemerkungen ein späterer Zusatz des Druckers von 1611, Du Four in Chambéry.

40 (1891) p. 234; vgl. 51, p. 12¹) Erster datierter Beleg für die Form *huguenot*.

[um 1560, vermutlich]. Or nous est le mot *huguenot* très-familier... les derniers qui ont voyagé es pays estranges estiment que c'est un mot emprunté du souysse quasi comme *hens quenaux*, qui signifie en ce pays là gens seditieux (Etienne Pasquier, *Recherches* 7, 52 s. oben). Zweites undatierbares Zeugnis für das Bekanntsein des Wortes *Eiguenot* (in genferischer Form) in Frankreich, vgl. Beleg 1528.

1560. On dit icy que les *huguenos* veullent faire pis que ce mars (Brief des Cardinal de Lorraine vom 10. Juni, Castel p. 37, vgl. Albaric, *Bull. du protest.* 6, p. 288).

1560 auditum erat Lutherani, sive, ut nunc loquuntur, *Huguenoti* nomen (Lateinischer Brief, den Bèze am 16. Juni von Genf aus schrieb, *Bull. du protest.* 8, 270.)

um 1560. Jy sarin volantié en trei chose *Oguinotta*,
Car du jour Careimié ji me voudrin passa,
Alla sen vertugala et ne me confessa¹)

(Laurent de Briançon, Rektor der Universität von Valence, Poésie en patois du Dauphiné, ebendasselbst *Oguinottari* = huguenoterics, *Rev. Sav.* 26, 319¹.)

1562 autres à ce propos (nämlich in Beziehung auf die angebliche Eröffnung eines abtrünnigen Predigers) remonstrèrent audict Seigneur [de Guise] que le nom d'*Aignos* que les Eglises difformées avoyent usurpé, donnait grand odeur à l'avertissement; car ceux de Genesve, dont les seditieux d'Amboise sont yssuz, se voulans rebeller du Duc de Savoye, intromirent en leur ville bon nombre d'*Aygnos*, et se voyantz par ainsi fortifiez contre les fidèles, ordonnèrent que ceux qui voudroyent vivre en l'*Aignossen*, levassent les mains, et se trouvant surmonter le nombre des fidèles, les chassèrent et occupèrent leurs biens et maisons, les nommant *Mammellus*, dont fut la chanson:

Tes Aignos sont au-dessus,
tes Mammellus sont ruez jus.

Estans nourriz en l'*Aignossen* de Genève (im aufwieglerischen Geiste Genfs erzogen); mit Bezug auf eine Verschwörung in Orléans heisst es: baptisée Association en François, et en Genèveois *Aignossen* (anti-hugenottische Flugschrift der Guisenpartei, in Condé, *Mémoires* 3, 241, 249, 250 nach Soldan 1, 622–623).

1563... la secte des *Hugguenotz* ou... *Eygnossen*, pour ce qu'il vouloient fayre les villes franches, et s'allier ensemble, comme les villes

¹) In drei Dingen, sagt eine Frau, wäre ich gerne Hugenottin: denn gerne würde ich auf die Fastenzeit verzichten, ohne *vertugadin* (Art Reifrock) ausgehen und keine Beichte ablegen.

des Schvysses qu'on dit en allemand *Egnossen* (Vinot, Franziskaner aus Frankreich, Pfarrer in Le Landeron (Neuchâtel), *Anzeiger für schweizerische Geschichte*, N. F. 2, 174).

1564. Cellau quiz ton viriaz le do,
Dits *luteriens auguinaux* (sic; Druckfehler für *ang*—?)
Ey son bornioz qman de darbons
Et vollon mal a tous lo bons¹⁾

(*Prière d'un catholique*, Constantin et Désormaux, *Dictionnaire Savoyard*, p. 167). Ältester Beleg in savoyardischer Mundart.

1603. *Tuy celo lare d'Ingueno*²⁾ (*Discours sur l'entreprise de Genève*. Chambéry, *Rev. sav.* 26, 319¹⁾, auch *Dict. sav.* p. 167).

Aus obiger Zusammenstellung, soweit sie *Eiguenot* betrifft, geht hervor, dass das Wort gebraucht wurde:

1. In Bezug auf die Verbreitung:

1) in Genf;

2) in Savoyen und zwar in der Umgebung des Herzogs, Belege [1526], 1528; im Volk, Patois-Belege 1564, 1603. Vgl. moderne Mundarten.

3) in Frankreich, Belege 1528, [um 1560] Pasquier, 1562. Vgl. moderne Mundarten in Süd- und Ostfrankreich.

2. In Bezug auf die Dauer:

seit dem ersten Bündnis Genfs mit einem eidgenössischen Ort 1519 bis auf den heutigen Tag und zwar in der Schweiz, in Savoyen und in Süd- und Ostfrankreich.³⁾

3. In Bezug auf die Bedeutung:

1) als Name einer bürgerlich-politischen Oppositionspartei in Genf, die gegen Herzog, Bischof und Adel gerichtet war, etwa 1518—1530. Der Ausdruck stammt vom Gegner, in dessen Mund er gern verächtlichen Beigeschmack annimmt (Belege [1526] *traitres ayguenot*, 1564, 1603); ohne schlimmen Nebensinn bei Jeanne de Jussie, Belege [1532], [1535]. Im übrigen muss betont werden, dass die grosse

¹⁾ Diejenigen, die Dir (Gott, Kirche?) den Rücken zugewandt haben, die sogenannten *luteriens auguinaux*, sind blind wie Maulwürfe und haben es auf alle Guten abgesehen.

²⁾ Eigentlich «tous ces voleurs de huguenots», der nähere Zusammenhang ist leider nicht angegeben.

³⁾ Es ist also grundfalsch, was Castel zum Ausgangspunkt seiner Beweisführung macht; «dès ce moment, sagt er p. 44, les épithètes d'*eidgnots* et de *mameluz* disparaissent naturellement de la scène avec les causes politiques qui les y avaient quelque temps maintenues. Quelle circonstance aurait pu les y retenir encore?».

Mehrzahl der Genfer Belege das Wort in einem durchaus neutralen, indifferenten Sinn aufweisen, es ist lediglich der Zusammenhang, der dem Wort Stimmung verleiht, eine freudige in dem Ausruf der Kinder *Vivent les Eigenots!*, eine bittere im katholischen Klagelied: *Les Anguenots m'ont fait sedicieuse*;

- 2) als Bezeichnung für einen politischen Aufwiegler; Belege: [um 1560] Pasquier, 1562 *vivre en l'Aignossen, nourriz en l'Aignossen*, 1563; vgl. um 1536;
- 3) als Bezeichnung des Protestanten bzw. des Ketzers; Belege: 1528, um 1560 in Valence, 1562, 1564.

Benützte Literatur

(in chronologischer Anordnung).

- Gaullieur, kurze Notiz über Huguenot in *Revue Suisse* 4 (1851), p. 248, Anm. 1, worin der Verfasser die Herleitung aus *Eidgenossen* zu Gunsten von *ungnote* ablehnt.
- W. G. Soldan, «Über den Namen der Hugenotten» in *Geschichte des Protestantismus in Frankreich*, Leipzig 1855, Bd. I, p. 608—625; erste wissenschaftliche Sichtung der früheren Erklärungen von *Huguenot*.
- E. Albaric, «Sur le nom de Huguenots» in *Bulletin de la société de l'histoire du protestantisme français* 6 (1858), p. 287—309; Übersetzung und Kritik des Soldan'schen Aufsatzes. Kleinere Beiträge *Bull.* 8 (1859), p. 13, 122, 266, 378.
- E. Castel, *Les Huguenots et la constitution de l'église réformée en France en 1559*, Paris 1859, p. 1—119.
- W. G. Soldan, «Encore un mot sur le nom de Huguenots» in *Bull.... du protest. franç.* 9 (1860), p. 12—20; Replik auf Albaric. — Kleinere Beiträge, *Bull.* 11 (1862), p. 113, 328; 43 (1894), p. 616; 48, p. 55, 277; 49, p. 556; 50, p. 276, 614; 51, p. 103, 671; 53, p. 15⁴; 62, p. 211¹.
- E. Littré, Artikel «Huguenot» in *Dictionnaire de la langue française*, Bd. 2 (um 1865) und Supplément (1877), wo E. Ritter gegen Littré die Herleitung aus «Eidgenossen» mit neuen Belegen stützt.
- P. Nic. Raedlé, cordelier, Beleg aus Le Landeron in *Anzeiger f. schw. Geschichte*, NF. 2 (1875), p. 174.
- A. Constantin, «Etymologie du mot Huguenot» in *Revue Savoisienn*e 26 (1885), p. 270—273, 313—325; neue Belege zur Ansicht Ritters, erstes Eingehen auf die Patoisformen. — Weiterer Beleg von E. Ritter in *Rev. Sav.* 37 (1896), p. 23—24.

A. Mazel, pasteur, «Origine du mot Huguenot en Languedoc» in *Bull. du protest. franç.* 47 (1898), p. 659—663; erklärt *huguenot* als nordfranz. Entstellung aus südfranz. *duganou*, das aus dial. *dugou* «grand-duc»; «nigaud» weitergebildet worden wäre.

Ch. de Grand-Maison, «Origine et étymologie du mot Huguenot» in *Bull. du protest. français* 51 (1902), p. 7 ff., wehrt sich in blindem Eifer gegen jede *origine allemande*, besonders gegen die Herleitung aus «Eidgenossen»; er wird widerlegt von G. Paris, *Romania* 32 (1903), p. 349. Vergl. *Rom.* 11 (1882), p. 414—415.

Basel.

E. Tappolet.

Beiträge zur Geschichte des Zürichgaus.

Solche will Carl Speidel in seiner Zürcher Inauguraldissertation, Zug 1914, bringen. Ich gestatte mir, denselben Titel der vorliegenden Besprechung seiner Arbeit voranzustellen.

Diese Arbeit, welche von eingehender Durchforschung der Quellen zeugt und im ganzen ein gutes kritisches Verständnis beweist, behandelt in zwei Abschnitten Entstehung, Entwicklung und Untergang des als Zürichgau bekannten Teiles der ehemaligen grossen Gaugrafschaft Thurgau.

I. Im ersten Teil, der bis zum Aussterben der Grafen von Lenzburg (1137) reicht, wird zunächst die im grossen und ganzen bekannte, aus den Urkunden in Wartmanns Urkundenbuch der Abtei St. Gallen und im Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich unschwer in grossen Zügen zu rekonstruierende Entstehungsgeschichte behandelt, und die ursprüngliche Zugehörigkeit des Zürichgaus zum alten «Gross» Thurgau nachgewiesen: Erst von 820 an, nicht schon unter Karl dem Grossen, wie der Verfasser jedenfalls richtig dartut, treten die ersten Anzeichen für eine Loslösung der südwestlichen Thurgauhälfte vom Grossgau auf, die von 827 an mit kurzer Unterbrechung (Graf Gerold vom Zürichgau verwaltet 834—839 auch den [Klein-] Thurgau) bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts nachweisbar fort dauerte.

In der Folge versucht der Verfasser den Umfang des Gaus abzugrenzen. Er zeichnet in übersichtlicher Weise die bekannte Grenze gegen den Thurgau; nicht sicher klarzustellen vermag er den Grenzverlauf im Gasterland, und auf die Zugehörigkeit von Glarus und der Waldstätte zum Zürichgau kann im allgemeinen nur aus Quellen der späteren Zeit geschlossen werden; bei Unterwalden ist sie mehr als fraglich. Ebenso wenig klar nachweisbar ist die Zugehörigkeit des Gebietes zwischen der Reuss von Luzern bis zur Lorzemündung und dem Küssnacher- und

Zugersee sowie der Lorze. Dagegen darf die weitere Abgrenzung durch Aare und Rhein als zweifellos gelten.

In einer Aufzählung der in frühmittelalterlicher Mannigfaltigkeit schillernden Landesbezeichnungen und in einem folgenden Abschnitt über die «Malstätten» weist der Verfasser auf die interessante Erscheinung der Bezeichnung einer Grafschaft nach einer bevorzugten oder allbekannteren Gerichtsstätte (hier Zürich, im Aargau Rore) hin. Diese Analogien sind, eine neue Stütze für die von mir in dieser Zeitschrift (Heft Nr. 4 und 5) von 1912 über «Hafneren» aufgestellte Deutung des Titels «Grafen von Winterthur». Sicher nachweisbar ist freilich das Bestehen einer Stätte des Grafengerichtes bei Zürich für diese Zeit nicht, dagegen wohl das solcher Örtlichkeiten in Eschenbach (Kanton St. Gallen), Egg (Bezirk Uster), Beriken, Strubeneich, Rifferswil, Schwyz und wohl auch in Uznach. Zweifelhafte sind schon die Fälle, wo, wie bei Brütisellen, Würenlingen und Ehrendingen, nur aus dem Vorhandensein einer «Weibelhube» auf eine Stätte des gräflichen Hochgerichts geschlossen, oder besonders wo, wie bei Glattbrugg (?) und Kloten, aus der Anwesenheit von Grafen ein solcher Schluss gezogen wird. Ebenso unsichere Ergebnisse bringt naturgemäss der Abschnitt über die «Hundertschaften»; nur im «Freiamt Affoltern» und den zentralschweizerischen Verbänden darf man mit ziemlicher Sicherheit solche erkennen.

Bei der Behandlung der Grafenreihe stellt der Verfasser die ansprechende Vermutung auf, dass die vorübergehende gleichzeitige Amtstätigkeit des Grafen Gerold im Thur- und Zürichgau nicht auf (staatsrechtlicher) Wiedereinigung, sondern auf blosser Personalunion beruht habe. Von dessen Nachfolgern kennt man grossenteils nicht viel mehr als den Namen; erst vom letzten Viertel des 10. Jahrhunderts an lässt sich eine Zugehörigkeit zum Geschlechte der Nellenburger vermuten, jedoch nur in einem Falle nachweisen.

Nachher findet sich die Zürichgaugrafschaft in den Händen der Grafen von Lenzburg, und zwar des Zweiges von Baden. Dass sie den Nellenburgern wegen ihrer Anhängerschaft zu Rudolf von Rheinfelden von Heinrich IV. entzogen und den Lenzburgern als seinen Anhängern übertragen worden sei, ist auch nur eine Hypothese, die freilich viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Gleichzeitig war dies Geschlecht mit der Reichsvogtei über Zürich beliehen.

In klarer und überzeugender Weise wird das erste urkundliche Auftreten Graf Wernhers als Zürichgaugrafen dargetan; dagegen war es dem Verfasser leider nicht möglich, für das Fehlen des Grafentitels in einer andern Urkunde, trotz Vorsitzes im Grafengericht (!), eine Erklärung zu finden. Ob sie vielleicht in einem Streit um die Grafenwürde beruht,

in welchem sich der Schreiber der Urkunde insgeheim auf die Seite des Gegenpräsidenten gezogen fühlte? Die nachfolgende Feststellung, dass des Grafen Brüder anfänglich gelegentlich in den Urkunden ohne den Grafentitel erscheinen, anderwärts diesen Titel aber wieder führen, liesse an solches denken.

Mit dem Erlöschen des Badener Zweiges kam die Grafschaft Zürichgau ans Stammhaus und fiel einige Monate später durch dessen Aussterben dem Reiche heim.

II. Im zweiten Teil sucht der Verfasser die weiteren Schicksale des Zürichgaves bis zu seiner gänzlichen verfassungsrechtlichen Auflösung zu erforschen, ein Unterfangen, an dem sich schon vor ihm viele, zum Teil bedeutende Forscher wie Kopp und F. von Wyss abgemüht haben, ohne sichere, unzweifelhafte Ergebnisse zu erzielen.

A. In erster Linie handelt es sich um die Frage, ob nach dem Aussterben der Lenzburger Grafen der Zürichgau sofort in zwei selbständige Teile zerfallen sei, oder ob er noch längere Zeit, wahrscheinlich sogar bis in die Zeit des habsburgischen Urbars, im wesentlichen ein ungeteiltes Ganzes dargestellt habe. Dabei geraten die Ansichten des Verfassers mit den meinigen in Widerspruch.

Der Verfasser tritt für die von Kopp II 1, S. 455 und 640, und F. von Wyss (Abhandlungen S. 168 f. und 393) begründete, lange herrschende Ansicht ein, der östliche Teil der Zürichgaugrafschaft bis zur Aare und nördlich des Limmattales und Zürichsees sei damals zuerst an Pfalzgraf Otto von Burgund und nachher an die Grafen von Kyburg verliehen und durch letztere mit der Landgrafschaft im Thurgau verschmolzen worden.

Ich dagegen in meiner Inauguraldissertation «Das Landgericht und die gräfliche Hochgerichtsbarkeit der Landgrafschaft im Thurgau während des späteren Mittelalters», S. 21 ff., und (für einen Teil des genannten Gebietes) auch Walther Merz, «Die Lenzburg», S. 38 ff., sind der Ansicht, dass dieses Gebiet, verbunden mit dem südlichen Teil, an die Grafen von Habsburg, und zwar später an die Laufenburger Linie gelangt sei, von der es erst im 14. Jahrhundert an die ältere, habsburg-österreichische, abgetreten und von den Erwerbern zum Teil mit den Thurgauer Besitzungen vereinigt worden sei. Dieser letzteren Ansicht hat sich neuerdings mit aller Entschiedenheit auch H. Glitsch in seiner Leipziger Habilitationsschrift «Untersuchungen zur mittelalterlichen Vogtgerichtsbarkeit», Bonn 1912, angeschlossen (S. 114 ff.); dem Verfasser ist diese Arbeit nicht bekannt. Der Verfasser kann für sich den spätern, wir, Vertreter der Gegenansicht, den früheren Zustand ins Feld führen. In der

vorliegenden Arbeit ist wohl alles heute verfügbare, für die erstere Ansicht irgendwie zu verwertende Material mit grossem Fleiss zusammengetragen, ohne dass doch dabei die Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht hätte dargetan werden können. Keine einzige der vielen zitierten Quellenstellen ist nach dieser Richtung wirklich schlüssig, und was die einzelnen nicht vermögen, kann natürlich die Gesamtheit aller auch nicht zustande bringen, da sie in keinem logischen Zusammenhang zueinander stehen.

Das Hauptbeweisstück, auf das zugestandenermassen der Verfasser, wie schon seine Vorläufer, die These vom Übergang der nordöstlichen Zürichgauhälfte stützen zu können meint, ist ein blosses Regest Tschudis im Zürcher Autograph (Z. U. B. Bd. II, N^o 625), wonach «Nobilis vir dominus Ruodolfus de Warta, illustris viri comitis Hartmanni de Kiburg *iusticiarius in Zurichgouwa*» i. J. 1245 zu «Heredingen» (Ehrendingen, Bez. Baden) einen Urkundsbrief des Meiers Notger von Siggingen besiegelt habe. Die Echtheit resp. Genauigkeit dieses Regestes ist aber durchaus nicht über alle Zweifel erhaben. Der sonst unseres Wissens in zeitgenössischen Quellen des heiligen römischen Reiches (vergl. Dugange, Glossarium mediæ et. inf. latinitatis, Tom. III) nie für einen «Landrichter» vorkommende Titel «*iusticiarius*» muss starke Bedenken an der Glaubwürdigkeit erwecken. Tschudi möchte ihn leicht aus einer andern Urkunde, die einen Beamten des Grossmünsters (Grimm, Weistümer 4, S. 325) erwähnte, entnommen und eigenmächtig auf diesen andern Fall übertragen haben. Der Zusatz «im Zürichgau» kann gleichfalls ganz wohl ein Deutungsversuch Tschudis sein. Wie willkürlich dieser oft in solchen Fällen seine Vorlagen änderte, zeigt der bei F. v. Wyss Abhandlungen, S. 347, S. 2, nachgewiesene Fall; auch der Verfasser verwirft an anderer Stelle (S. 25) diese Darstellung, um eine damit unvereinbare Auffassung zu stützen. Tschudi hat durch seine Eigenmächtigkeiten die schweizerische Geschichtsforschung lange genug in vielen wichtigen Punkten irregeführt, dass man sich endlich hüten sollte, ihm blindlings zu vertrauen und auf seine Angaben weittragende Schlüsse aufbauen zu wollen. Es ist nicht ganz verständlich, dass der Verfasser die von mir gegen diesen Regest vorgebrachten Bedenken (S. 22, A. 3) einfach mit Stillschweigen übergeht!

Aber selbst wenn das Regest dem Wortlaut der Urkunde genau entsprechen würde, so wäre die vom Verfasser gegebene Deutung erst noch zu beweisen. Wie gesagt, ist der Titel «*iusticiarius*» für einen Landrichter durchaus vereinzelt. Es könnte also viel eher an eine andere Richterstellung gedacht werden, die vielleicht mit der Herrschaft Baden in Verbindung stand, bekanntlich einem auf die Lenzburger Erbschaft zurückgehenden Besitz der Kyburger. Diese können sehr wohl einen

Teil der Grafenbefugnisse in einem Teil der «Land»grafschaft, der später sogenannten «Grafschaft» Baden, ohne die als spezifisch landgräflich betrachteten Rechte (Landgericht, Wildbann etc.) erworben haben, während die letzteren an die mit der «Landgrafschaft» beliehenen Habsburger fielen. So deutet auch Glitsch a. a. O. S. 117 den Regest in Anmerkung 99. Das wäre dann die «advocacia Kilchtorf» des Kyburger Urbars. Selbst wenn diese sich auf freie Leute und Güter bezogen haben sollte, so wäre damit durchaus nicht die landgräfliche Stellung des Vogtes bewiesen. Gar nicht immer war der Landgraf der Vogt der freien Leute; auch andere Herren konnten diese Funktion erfüllen, ohne dass die Freien damit aus dem Landgerichtsverband ausgeschieden wären. Dies erledigt zugleich auch die Schlüsse, welche der Verfasser aus der Kyburger Vogtei über freie Leute in dem Gebiet zwischen Zürichsee und alter Thurgaugrenze, speziell der «advocacia super liberos» des Kyburger Urbars, für seine Ansicht glaubt herleiten zu dürfen.

Nicht besser steht es mit der Beweiskraft jener Urkunde von 1227, wonach bei der Fertigung von Grund und Boden zum Bau des Klosters Wettingen, welche «in monte vicino Cloten» stattfand, Graf Ulrich von Kiburg an der Spitze seiner Ministerialen die Zeugenreihe eröffnet. Zunächst lag Kloten so nahe der alten Thurgaugrenze, dass der «Berg in der Nähe (natürlich ein dehnbarer Begriff!) von Kloten auch schon im Thurgau liegen konnte. Die Fertigung konnte ganz wohl dort stattfinden; denn es bestand damals noch nicht die strenge Vorschrift gerichtlicher Fertigung, geschweige denn war damals und noch lange nachher das «forum rei sitae» für Fertigungen ausschliesslich zuständig. Deshalb entbehrt auch die auf S. 39 vom Verfasser herangezogene Urkunde vom 22. Mai 1256 der Beweiskraft für eine Verschmelzung mit der Landgrafschaft Thurgau und überhaupt für eine Gebietshoheit der Kiburger über den nordwestlichen Zürichgau.

Noch unwahrscheinlicher ist es, dass Graf Werner von Kiburg wegen seiner angeblichen Grafenrechte in der Schutzurkunde König Heinrichs an erster Stelle genannt werde. Sein Bruder Hartmann (IV.) ist sicher als der ältere von beiden dem Vater in der Ausübung der Grafenrechte gefolgt; an der Gründung von Wettingen waren dagegen die Kiburger als Herren von Baden in hohem Masse interessiert und beteiligt.

Genau so willkürlich ist auch die Deutung der Urkunde von 1244; aus keinem Wort derselben ist zu ersehen, dass die betreffenden Regensberger nicht in ihrer engeren Heimat geweiht hätten; dann wäre sogar aus dieser Urkunde mit zwingender Logik die Nichtzugehörigkeit

dieser Heimat zum Machtbereich der Kiburger Grafschaft («provincia») zu folgern. Nimmt man aber an, sie hätten noch weiter weg geweiht, so ist aus der Urkunde für unsere Frage gar nichts zu holen, weil sie dann in beiden Fällen ausserhalb des Grafschaftsbereiches Hartmanns gewesen wären.

Auch der Bericht der Kolmarer Chronik zum Jahre 1268 ist ein untaugliches Beweismittel, schon weil er wegen der grossen Entfernung vom Ort der Handlung leicht ungenau sein kann, dann aber besonders, weil er diesen Ort gar nicht genauer bezeichnet, der Vorfall sich also ganz wohl, ja sogar wahrscheinlich im Gebiet der Grafen von Rapperswil abgespielt haben kann. Für das ganze von den Kaufleuten bis ins Elsass zu passierende Gebiet konnte Rudolf ohnehin das Geleit nicht gewähren; Buchsgau oder Sisgau lagen dazwischen.

Die Quellenstellen aus dem Ende des 14. und aus dem 15. Jahrhundert sind vom Verfasser mit Unrecht zum Beweis herangezogen worden. Denn auch ich anerkenne, dass in dieser Zeit die nordöstliche Zürichgaupartie dem Thurgau zugehörte. Überdies sind die Stellen bezüglich der Landzüglinge auch sonst ganz ohne Beweiskraft: Einwanderer aus der ganzen alten Grafschaft Zürichgau werden davon nicht berührt. Und doch ist sicher, dass die Teile südlich der Linth und Limmat seit der Trennung in fränkischer Zeit nie mehr dem Thurgau zugehörten. Die Stelle in der Dielsdorfer Öffnung kann gerade so gut nur auf den Zürichgau als auf den erweiterten Thurgau Bezug haben. Vielleicht darf man aus diesen Stellen schliessen, dass das Gebiet des alten Gross-Thurgaus auch nach der Trennung noch Jahrhunderte lang in gewissen Beziehungen als ein Land galt.

Ein Irrtum des Verfassers ist es auch, wenn er etwas Sicheres daraus glaubt herleiten zu können, dass (im 15. Jahrhundert!) das Recht auf Fall und Lass an Unehelichen und Landzüglingen zu Kaiserstuhl dem Hause Kiburg zustand. Die «Grafschaft» Kiburg wie die «Grafschaft» Baden standen im 14. Jahrhundert den Herzogen von Österreich zu. Die Regelung der Kompetenzverteilung lag deshalb in ihren Händen und kann sehr wohl vom früheren Zustand abgewichen sein. Aber vor allem sind die Regalien durchaus keine «spezifisch landgräflichen Rechte». Sie wurden vom König zwar zumeist an Herzoge, Grafen, Bischöfe, überhaupt Landesherrn aller Art verliehen. Aber sie konnten auch anderen Leuten als dem betreffenden Landesherrn, sogar einfachen Edeln zu Lehen gegeben werden, wie das bei vielen Regalien erwiesenermassen geschah.

Auch die Urkunde Z. U. B. 1432 ist nicht beweiskräftig, da nicht feststeht, dass der darin genannte Graf Rudolf von Habsburg der spätere

König und nicht vielmehr der Kleriker Rudolf von Habsburg-Laufenburg, der spätere Bischof von Konstanz, war. Die Habsburg-Laufenburger hatten Grundbesitz in Rorbas, der Pfaffe zu Rorbas kann ihr Eigenmann gewesen sein. Auch der geistliche Bruder König Rudolfs, Albrecht, erscheint in einer auf die nämliche Gegend bezüglichen Urkunde im Jahre 1253 als Zeuge (Regesta Habsburgica Nr. 259), ohne dass er als Kleriker kenntlich gemacht wäre; ebenso Rudolf selber im Jahre 1257 (Reg. Habsb. 288). Ebensowenig kann die Beweiskraft der verschiedenen urkundlichen Nennungen Hermanns von Bonstetten anerkannt werden. Das grosse Ansehen, das dieser Mann persönlich und infolge seiner Amtsstellung auch ausserhalb seines Amtsbezirkes besessen haben muss, genügt, um seine Herbeiziehung zu erklären.

Andererseits kann ich die gegen meine Argumente vorgebrachten Einwände nicht als stichhaltig anerkennen. Wäre die Auffassung Speidels bezüglich der Herrschaft Regensberg auch richtig (gesichert ist sie keineswegs), so ist dies bezüglich des Zusatzes «von gewonheit» bei der Dieb- und Frevelgerichtsbarkeit kaum der Fall. Hätte Habsburg-Österreich dort Rechte der Landgrafschaft auf Grund eines Rechtstitels ausgeübt, so hätte es sich sicherlich hierauf und nicht auf den Besitztitel der Gewohnheit berufen. Über die Bedeutung der Dieb- und Frevelgerichtsbarkeit wird noch zu reden sein.

Meine Auffassung wird aber nicht bloss durch diese negativen Feststellungen gestützt, sondern durch eine Reihe positiver Hinweise auf eine landgräfliche Stellung der Habsburger und speziell der jüngeren Linie auch im nordwestlichen Zürichgau.

Zunächst der deutliche Wortlaut der Stelle in der Chronik des Otto von St. Blasien. Dieses Kloster lag dem Zürichgau ziemlich nahe, hatte auch Besitzungen hier und im anstossenden Thurgau, u. a. in letzterem nahe der Zürichgaugrenze das Dorf Lufingen. Ein Übergang des nordwestlichen Zürichgauteiles an die damaligen Thurgaugrafen, die Grafen von Kiburg, wäre Otto deshalb gewiss nicht unbekannt gewesen; seine Ausdrucksweise, die davon nichts, vielmehr den Übergang des ganzen Zürichgaves an Habsburg besagt, wäre also ganz unverständlich.

Entspricht aber Ottos Bericht den Tatsachen, so ist wohl kein Zweifel, dass auch dieser Teil des Zürichgaves bei der Bruderteilung anno 1232 an Rudolf den Alten, den Begründer der Laufenburger Linie, gekommen ist. Dafür finden sich denn auch ganz bestimmte Zeugnisse. Sie datieren alle aus der Zeit nach dem Aussterben der Kiburger, so dass auch die Annahme ausgeschlossen ist, der nordwestliche Zürichgauteil sei deswegen im Besitze der älteren Linie gestanden, weil er ihr bei der Bruderteilung zugefallen sei.

Zunächst begegnet uns im Jahre 1268 (Z. U. B. 1389) eine Zustimmung des Freiherrn Eberhard von Lupfen (sein Siegel nennt ihn «Landgraf von Stühlingen» zum Verkauf eines Gutes Jezen (abgegangener Ort bei Lengnau) durch seinen Lehensmann Ritter Arnold von Lägern an Burkhard den Arzt von Regensberg. Aus dem Text geht hervor, dass das Gut Allod («proprietas») des Freiherrn und seiner Familie gewesen ist.

Den Brief besiegeln ausser dem Freiherrn und seinen Brüdern auch Bischof Eberhard von Konstanz und Graf Gottfried von Habsburg (=Laufenburg). — Man vergleiche dazu die Urkunden bei Wartmann, St. Galler Urkundenbuch III 956 a und c, betreffend den Verkauf eines Gutes im Thurtal und das von mir im «Landgericht» etc. hiezu, S. 25f. und 32 Ausgeführte. Man wird dann zur Überzeugung kommen, dass hier ein analoger Fall und ein deutliches Anzeichen für die landgräfliche Gewalt des Laufenburger Zweiges in der Grafschaft Baden und damit wohl im ganzen nordwestlichen Zürichgau vorliegt. Irgend ein anderer Grund für die Beteiligung des Grafen Gottfried an dem Geschäft lässt sich aus der Urkunde nicht erkennen. Der Landgraf von Stühlingen war weder ein Verwandter noch ein Ministerial, sondern ein Standesgenosse der Grafen von Habsburg und würde deshalb auch kaum ohne rechtliche Notwendigkeit dessen Mitwirkung haben in Anspruch nehmen wollen.

Noch deutlicher, wenn auch nicht sicherer, tritt die landgräfliche Stellung der Laufenburger im Zürichgau darin zu Tage, dass sich Gottfrieds Bruder Eberhard (von Habsburg=Laufenburg=Kiburg) nach dessen Tode von 1280—1283 urkundlich 4 Mal ausdrücklich den Titel eines Landgrafen im Zürichgau beilegt, wie dies noch im Jahre 1305 seitens seines Neffen Rudolf (von Habsburg=Laufenburg=Rapperswil) geschieht, nachdem Eberhard gleichfalls gestorben war (vor 1292, Z. U. B. 2201; vergleiche dazu unten die Urkunde von 1293). Speidels Annahme (S. 52), die Führung dieses Titels habe auf einem blossen Anspruche der jüngeren Linie beruht, ist ebenso willkürlich als unwahrscheinlich. Ein solches Zurschautragen eines unrealisierbaren Anspruchs in der Zeit, da das jeweilige Haupt der älteren Linie, gegen welche sich dieser Anspruch gerichtet hätte, den Königsthron innehatte, würde den Grafen der jüngeren Linie weiter nichts als die königliche Ungnade und den Spott ihrer Standesgenossen eingetragen haben. Aus so unzuverlässigen Indizien, wie den vom Verfasser für die landgräfliche Stellung der älteren Linie vorgebrachten, darf man nicht so weittragende Schlüsse ziehen und die entgegenstehenden Anzeichen so leichthin erledigen. Die Tatsache, dass keine der erwähnten 5 Urkunden in direkter

Beziehung zum Zürichgau steht, ist natürlich durchaus kein Beweis für Speidels Auffassung; sie kann auf reinem Zufall beruhen.

Immerhin wird die in der Urkunde von 1305 bezeugte Handlung vor Graf Rudolf von Habsburg, Landgrafen im Zürichgau, zu Zürich, wo er auf dem Platze bei der St. Peters-Kirche einem Gerichte vorsass, vollzogen («*coram illustri viro domino Rüdolfo comite de Habsburg, lantgravio Zuricgögie Thuregi in area prope ecclesiam Sancti Petri Thuricensis presidente*»). Die Fertigung geschieht zwischen der Gräfin Ida von Homberg, Gemahlin Graf Friedrichs von Toggenburg, und dem Bischof von Basel (Z. U. B. N^o 2812). — Jeder unbefangene Betrachter dieser Urkunde, der von der Ansicht Speidels und seiner Vorgänger keine Kenntnis hätte, würde sicher zu keinem andern Schluss kommen können, als dass hier eine edelfreie Frau vor dem Landgericht des Landgrafen im Zürichgau ihr Eigengut im Sisgau zufertige, weil es eine ihrem Stand angemessene Instanz war und ihr vielleicht aus persönlichen und örtlichen Gründen unter den in Frage kommenden Landgerichten besonders passend schien. — Mit dieser Urkunde zusammen gehalten erscheint die Urkunde Z. U. B. 384, wo die Rede ist von den «*territoriis citra Lindimacum*», welche «*ad dotem Sti. Petri vel ad iustitium Landgravii*» gehören, in einem ganz andern Lichte als sie Friedrich von Wyss, *Abhandlungen*, S. 397 betrachtete. Man darf gewiss mit Recht annehmen, dass wir eine zürichgauische Landgerichtsstätte bei der Peterskirche zu Zürich (Petershofstatt oder Paradeplatz?) vor uns haben, sicher dieselbe, welche uns schon im 10. Jahrhundert in den Urkunden Z. U. B. 199, 200, 208 und 209 entgegentritt (vergl. Glitsch, S. 97 ff.), und die wie oben ausgeführt, auch der Verfasser kennt.

Diese Feststellung wird durch eine Reihe weiterer Urkunden ergänzt und bestätigt:

Als im Jahre 1310 die Freiin Adelheid von Regensberg und ihr Sohn Lüthold dem Domkapitel Konstanz ihren Hof zu (Nieder-)Weningen, das Patronatsrecht der Kirche und andere Güter daselbst, samt der Vogtei zu Schöfflisdorf und dem Zwing und Gericht zu (Nieder-)Weningen etc. auf offener Gant als Meistbietendem verkauft haben, übertragen sie ihm diese Güter und Rechte zu freiem Eigen («*iure proprio habendas et habenda*») und zwar so, dass die Handlung dieselbe Rechtsbeständigkeit haben solle, als ob sie vor Gericht vor dem zuständigen Richter erfolgt wäre («*volentes easdem recognitionem et confessionem eam vim et vigorem habere ac si in iure facte forent coram iudice competenti*».) Deshalb verzichteten nicht nur neben Leuthold seine Geschwister, «*trotzdem sie kein Recht daran haben*», auf alle allfälligen Rechte daran und Frau Adelheid begiebt sich ausdrücklich aller

Rechtsmittel, sondern zwecks dauernder Klarheit und Rechtskraft wird über die Handlung eine Urkunde aufgesetzt und diese mit den Siegeln «*spectabilis viri Rüd. de Habspurch comitis*», der Veräusserer selbst, sowie des Chorherrenkapitels und der Bürgergemeinde zu Zürich versehen. «*Actum et datum Thuregi presentibus spectabili viro Rüd. de Habspurch. comite predicto etc.*

Der Graf von Habsburg wird also ganz unzweideutig als der kompetente Richter bezeichnet: In der Stellung des Grafentitels im Texte und seiner Person in der Zeugenreihe, ebenso in der Titulatur «*spectabilis viri*» und im ganzen Sinn der Urkunde kommt dies klar zum Ausdruck. Dass er ein Verwandter, «*avunculus*», der Verkäufer sei, wird nur so nebenbei erwähnt und kann nach dem ganzen Wortlaut nicht der Hauptgrund der Besiegelung durch ihn sein. Der kompetente Richter für Rechtssachen Angehöriger eines freiherrlichen Hauses war aber der Vorsitzende des Landgerichtes, in dessen Sprengel diese Familie ansässig war, bzw. ihr durch die Rechtssache betroffenes Eigengut lag. In beiden Beziehungen war das in unserm Falle der Landrichter des für den nordwestlichen Zürichgau zuständigen Landgerichtes. Denn wenn schon Fertigungen um Eigen nicht notwendig vor Gericht erfolgen mussten, so waren sie doch zur Regel geworden, und zwar wurden sie vorzugsweise vor dem Gericht der belegen Sache, als demjenigen, das im Streitfalle über das Eigentumsrecht zu entscheiden haben würde, vorgenommen. Die Tatsache, dass im Gericht auf lange hinaus eine Reihe von Leuten vorhanden sein würde, die den Fertigungsakt mit eigenen Sinnen wahrgenommen, musste ihm eine besondere Rechtsbeständigkeit sichern. Wenn also einerseits der Graf von Habsburg als kompetenter Richter bezeichnet wird und in der früheren Urkunde ausdrücklich den Titel eines Landgrafen im Zürichgau führt, der zu Zürich einem Gericht, mit aller Wahrscheinlichkeit dem Landgericht der Landgrafschaft vorsitzt, so gehen wir sicherlich nicht fehl, wenn wir daraus nicht nur schliessen, dass die Landgrafschaft der Grafen von Habsburg-Laufenburg sich auch über den nordwestlichen Zürichgau (in welchem Niederweningen, Schöfflisdorf und Regensberg gelegen waren) erstreckt habe, sondern auch, dass diese Fertigung wiederum im Anschluss an eine Landgerichtstagung in Zürich stattgefunden habe. Der Grund, weshalb sie nicht im Landgericht selber erfolgte, ist wohl darin zu suchen, dass unter den erwähnten Zeugen keinerlei Personen gleichzeitig weltlichen und edelfreien Standes erwähnt werden, mit Ausnahme des Grafen selber. Da er dem Gericht vorsitzen musste, hätte also der Freiin von Regensberg kein ebenbürtiger Vormund ad hoc bestellt werden können, wie das für Frauen bei gerichtlichen Fertigungen unumgänglich war.

Dass dem so war, zeigt u. a. eine dritte Urkunde aus dem Jahre 1293 (Z. U. B. 2257), in welcher die Gräfin Elisabeth von Rapperswil die von ihr verkaufte Mühle zu Geiletal an der Kempt (Talmühle zu Illnau) als lediges Eigen durch die Hand des Freiherrn Rudolf von Warth, der mit rechter urteilt uns ze voget wart gegeben, zu Zürich «an der offennen strasse vor dem Kloster, dc da heisset Otensbach», in Gegenwart des Grafen Rudolf von Habsburg, zahlreicher Ritter aus dem Zürichgau und anderer «genüg gezogen, die hierumbe dargebetten und komen waren», aufgibt. — Man hat es hier offenbar mit einem gleichartigen Fall wie dem vorhergehenden zu tun, einer Fertigung, die im Anschluss an ein Landgericht erfolgte, in welchem der Gräfin ein ausserordentlicher Vormund bestellt worden war.

Noch einmal finden wir den Grafen Rudolf von Habsburg in ähnlicher Funktion wie in der zweiten Urkunde und im Zusammenhang mit deren Inhalt handelnd: Am Tage nach jener Fertigung, dem 7. Februar 1310, bestätigt: «Rüdülfus de Habsburg, comes, ad *fidem inviolabilem* premissorum» auf Bitten des Ritters Peregrin von Jestetten und seiner Gattin Adelheid, deren in seiner Anwesenheit abgegebene Erklärung, dass sie an der (von den Regensbergern verkauften) Vogtei Schöfflisdorf keine anderen Ansprüche als eine lebenslängliche Pension von 20 Mütt Kernen hätten, durch Anhängen seines Siegels. — Seine Mitwirkung muss auch hier auf dem gleichen Grunde, der Stellung als Landgrafen über das in Frage stehende Dorf, beruhen; ein anderer Grund dafür wäre hier schon gar nicht ersichtlich; auch die Stellung des Grafentitels weist abermals darauf hin. Auch diese Handlung ist zu Zürich erfolgt.

Endlich besitzen wir noch eine letzte Bestätigung für das Bestehen einer Landgrafengewalt der Habsburg-Laufenburger im Zürichgau bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts. Kopp in seinem Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Bd. I: Urkunden zur Geschichte der eidgen. Bünde, bemerkt zur Urkunde Nr. 147, dass damit und vier andern Urkunden verwandten Inhaltes (betr. Abmachungen zwischen Habsburg-Oesterreich und Habsburg-Laufenburg-Kiburg) auch eine (leider verlorene) Urkunde gehört haben müsse, welche die «Briefe der Veste Baden», Blatt V a 1 verzeichneten und deren Regest dort laute: «Ein brieff dz graff Hartmann vnde graff Eberhart von Kiburg sullent vertigen der herschaft (sc. Oesterreich) die grafeschaften (= Inbegriff aller landgräflichen Rechte) im Zürichgöwe». Kopp selber will zwar die Erwähnung der Grafschaft nur auf die von den Grafen Rudolf, Gottfried und Eberhard anno 1259 ausdrücklich vorbehaltenen Grafenrechte im Limmattal beziehen (Speidel, S. 47). Allein gewiss mit Un-

recht, da in jenem Fall nur die Veräusserung von zur Grafschaft gehörigen Dörfern an ein Kloster den Anlass zu einem ausdrücklichen Vorbehalt der bezüglichen Grafschaftsrechte gab, ohne damit irgendwie das Vorhandensein von Grafenrechten Habsburg-Laufenburgs über ein weiteres Territorium auszuschliessen. Im Gegenteil darf gerade aus dieser Tatsache auf eine gräfliche Stellung dieser Linie in dem ganzen umliegenden Gebiet geschlossen werden.

Speidel (S. 52) will darin nur eine ca. 1313 erfolgte nachträgliche Fertigung erkennen, da die Uebertragung der Grafschaftsrechte nicht ganz einwandfrei vor sich gegangen sei und die jüngere Linie noch immer Ansprüche darauf erhoben habe. Auch diese Annahme ist, wie diejenigen bezüglich des Landgrafentitels und des teilweisen Ueberganges der Grafschaft von den Lenzburgern auf die Kiburger statt auf die Habsburger, eine willkürliche und unwahrscheinliche. Wie sollten die mächtigen Herzoge von Oesterreich, deren einer gerade damals oder bald darauf wieder die Hand nach der Königskrone ausstrecken durfte, es für nötig erachtet haben, wegen eines ganz ungerechtfertigten Anspruches ihrer Vettern sich eine nochmalige Fertigung auszubedingen, oder wie sollten gar ihre Vorfahren im Falle einer Veräusserung des Zürichgaves an sie die nötigen Formalitäten ausser acht gelassen haben! Im Jahre 1313 versprachen sie den Grafen von Habsburg-Kiburg die Belehnung mit der Landgrafschaft Burgund und im folgenden Jahre wurden die Vettern auf diesem Wege ihre Lehensmannen und verpflichteten sich ihnen ausserdem zu Kriegsdiensten und allerlei Vergünstigungen. In der Verleihung der Landgrafschaft Burgund darf aber hauptsächlich die Entschädigung für den Verzicht auf Erbansprüche an der Landgrafschaft Zürichgau gesehen werden, welche gleichzeitig eine Anerkennung des Bestehens solcher Ansprüche in sich schloss.

Wie sie sich mit dem Zweige der Grafen von Habsburg-Rapperswil, deren Stammvater Rudolf sich, wie wir oben sahen, noch im Jahre 1305 Landgraf im Zürichgau nannte und 1310 noch als solcher amte, auseinandergesetzt haben mögen, verschweigen uns leider die Quellen. Vielleicht war die Belehnung mit der Landgrafschaft im Klettgau hier die Abfindung. Wenigstens erscheint diese erstmals im Jahre 1314 in der Hand der Habsburger und zwar des Grafen Johann von Habsburg (=Rapperswil), des Sohnes Rudolfs, in einer Urkunde König Friedrichs (Z. U. B. 3366), wonach vor ihm die Grafen Werner von Homberg und Johannes von Habsburg als (Stief-) Brüder einander gegenseitig ihre Rechte vermacht hätten, Werner seinen Zoll in Flüelen, Johannes seine Grafschaft im Klettgau und Vogtei in Rheinau sowie alle seine Lehen vom Reiche. Vom Zürichgau ist darin nicht mehr die

Rede; unter den Reichslehen kann er nicht inbegriffen sein, da er sonst zweifellos ausdrücklich erwähnt worden wäre gleich dem Klettgau, der wohl auch direktes Reichslehen, jedenfalls nicht Eigen der Habsburger war.

Man sieht also, dass im Gegensatz zur Annahme Speidels und zur früher herrschenden Ansicht der Bericht Ottos von St. Blasien volles Vertrauen verdient, dass die Landgrafschaft bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts in den Händen der Habsburger, speziell des Laufenburger Zweiges blieb, und dass ein Mann aus diesem Zweige bis zuletzt bei Zürich Landgericht abhielt und seine landgräfliche Gewalt anerkanntermassen auch über das Gebiet zwischen Limmat, Aare, Rhein und Allmannkette ausübte.

B. Speidel geht aber noch weiter und will eine von der Landgrafschaft im Zürichgau eximierte «Grafschaft» der Kiburger als Erben der Lenzburger sogar in den ehemals lenzburgischen Eigendörfern südlich und westlich von Baden und in dieser Stadt selbst annehmen. Was er dafür vorzubringen vermag, ist aber recht dürftig, wie er bezüglich eines Teiles der Argumente selbst anerkennt. Da diese Annahme von vornherein ganz unwahrscheinlich ist, bedürfte sie aber durchschlagender Beweise für ihre Richtigkeit. Nun können unter den in der Urkunde von 1321 erwähnten «comitatus Habsburg et Kiburg» sehr wohl die den Grafen von Habsburg beziehungsweise von Kiburg ehemals zustehenden grundherrlichen, vogteilichen und niedergerichtlichen Rechte verstanden gewesen sein (vergleiche dazu meine Ausführungen «Landgericht», Seite 42 und diejenigen Speidels selber, Seite 49). Die dem Funktionär dieses Bezirkes beigelegten Titel lassen geradezu diese Auffassung als gegeben erscheinen. Es sei schon hier darauf hingewiesen, dass der Streit um die Bedeutung der Dieb- und Frevelgerichtsbarkeit (volle oder teilweise Hochgerichtsbarkeit?) durchaus noch nicht als entschieden gelten darf; vergleiche dazu die zit. Arbeit von Glitsch und deren Besprechung durch K. Beyerle in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Band 34, Seite 662ff. Aber selbst wenn Kiburg dort wirklich volle Hochgerichtsbarkeit besessen haben sollte, so ist damit nicht gesagt, dass dies einer völligen Exemption von der Landgrafschaft gleichgekommen sei. Eine alle Hochgerichtsfälle umfassende Gerichtsbarkeit schliesst an sich die Überordnung der Landgrafschaft in Gestalt der Mitwirkung eines landgräflichen Beamten oder des Zuges ans Landgericht und die ausschliessliche Zuständigkeit des letzteren für den *Adel* des Gebietes und seine Geistlichkeit nicht aus. Diese Erkenntnis sollte endlich einmal Gemeinbesitz aller werden, welche politische

oder Rechtsgeschichte des Mittelalters behandeln; viele Irrtümer würden dann unterbleiben.

Aus dieser Tatsache erklärt sich auch die anschliessend vom Verfasser behandelte Erscheinung der Ausübung gräflicher Rechte ins nachmals sog. Freiamt Affoltern durch die ältere Linie des Hauses Habsburg. Spätestens seit Anfang des 13. Jahrhunderts, vermutlich aber schon früher, hatte eine Entwicklung eingesetzt, welche an den alten Gau-gerichtsstätten der einzelnen Hundertschaften ein für die nicht adeligen, weltlichen Stände der Hundertschaft kompetentes Hochgericht, also eine Art niederes Landgericht oder höheres Hundertschaftsgericht (vergleiche Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, Seite 601) entstehen liess. Offenbar wurden nun vielfach die in diesen «niederen» Hochgerichten der Grafschaft ausgeübten Grafenrechte auch insoweit als selbstständige Rechtskomplexe betrachtet und behandelt, als sie von der Gerichtsbarkeit im Landgericht, die ausschliesslich dem Landgrafen oder seinem Beamten vorbehalten blieb, vorübergehend oder dauernd durch separate Verleihungen seitens des Reiches und später durch Hausteilungen oder Verpfändungen getrennt und in andere Hände als die des Landgrafen gelegt wurden. Das war offenbar auch beim sogenannten Freiamt Affoltern der Fall, das bei der Bruderteilung (nach 1232) dem ältern Zweige zugewiesen worden sein muss, während die landgräflichen Rechte im engeren Sinn wie im übrigen Zürichgau so auch dort der jüngeren Linie zugefallen sein werden. Es muss hier anfänglich derselbe Zustand geherrscht haben, wie er in umgekehrter Folge in der Urkunde über die Nachteilung für die Freien im Aargau ausdrücklich festgelegt wird: Die Leute im Freiamt hatten mit Graf Rudolf nichts zu tun, als dass sie seine Landtage (im Zürichgau) «leisten» sollten. Gleichwohl vollzog sich in der Folge der völlige Anschluss an die Landgrafschaft im Aargau, mit welcher das Freiamt durch Personalunion verbunden war, da sich diese auf die Dauer als stärker erwies als der alte staatsrechtliche Zusammenhang. Der Verfasser selber führt Beispiele für solche Folgen administrativer Verbindungen auf (Seite 50ff., Seite 53). In welcher Weise das befördert wurde, zeigen gerade jene Kappeler Urkunden (Reg. Habsburg, Nr. 220 u. 253), in welchen sich dies im Zürichgau gelegene Kloster dem Gericht vor dem Aargaugrafen, also dem *Landgericht im Aargau* unterwirft. Hätte Graf Rudolf (der spätere König) von rechts wegen die Gerichtsbarkeit über die Streitigkeiten des Klosters Kappel ausüben können, so wäre ja jene Abmachung als selbstverständliches Recht unnötig gewesen. Dass anfänglich die Gegend von Kappel gleichfalls der Laufenburger Linie unterstanden haben muss, zeigt gerade auch der Vergleich der beiden Kappeler Urkunden von 1234 (Reg. Habsburg,

Nr. 152) und von 1236 (ibid. Nr. 162). Während nämlich Graf Albrecht das Kloster einfach in seinen Schutz nimmt, droht Graf Rudolf überdies allen seinen Untertanen («nostre ditioni subiacentibus»), die das Gotteshaus bedrängen, seine Ungnade an und erwähnt unter den Personen, denen er die Bewilligung zu Schenkungen an das Kloster erteilt, unter anderm auch seine Amtleute; dass es sich dabei in erster Linie um das Gebiet des Zürichgaus gehandelt habe, ist schon nach der Lage Kappels anzunehmen. Nicht abgelegene Besitzungen, sondern solche in der Umgebung des Klosters waren für dasselbe wichtig und zu erhoffen. Wieso es später zu solchen Abmachungen des Klosters mit Rudolf IV. kam, lässt sich nur vermuten. Bekanntlich lagen die beiden Linien seit 1242 (Reg. Habsb., Nr. 196) bis spätestens 1254 (Reg. Habsb. 256 u. 261) miteinander in Fehde, was vielleicht mit der Tatsache zusammenhing, dass die Laufenburger im Streit zwischen Kaiser und Papst auf des letztern Seite standen, während die beiden weltlichen Glieder der ältern Linie, Rudolf IV. und Hartmann, unbeirrt zu den Staufern hielten. Wie gewalttätig der Mann, der dem Faustrecht ein Ende bereiten sollte, als einfacher Graf gewesen, ist ja allbekannt. Immerhin setzt die Fertigung eines Grundstückes zu Rifferswil vor dem aargauischen Landgericht zu Wohlenschwil die Beendigung des Loslösungsprozesses dieses Zürichgautheiles vom Gesamtgau nicht mit Notwendigkeit voraus. Falls überhaupt diese Urkunde so ausgelegt werden darf, so kann doch, wie gesagt, aus dem Fertigungsakt in dieser Zeit noch nicht mit Bestimmtheit auf die Gerichtszugehörigkeit des gefertigten Gutes geschlossen werden. Die Bezugnahme auf das Reusstal oder den Zürichgau im Titel des aargauischen Landrichters allerdings lässt die Lostrennung, wenigstens faktisch, als vollzogen erscheinen. Es ist möglich, dass, wie Glitsch a. a. O. Seite 115 f. annimmt, nach dem Tode des Grafen Gottfried (1271, Reg. Habsb. 506) die Landgrafschaft über diesen Teil von seinem Bruder Eberhard in seinem eigenen Namen und für den minderjährigen Sohn Rudolf (geb. 1270) des Verstorbenen dem Vetter überlassen (verkauft?) worden ist. Dessen Ausdehnungsgelüste mögen Eberhard dann veranlasst haben, seine Stellung als Landgraf im (übrigen) Zürichgau ostentativ im Titel zum Ausdruck zu bringen. Vermutlich wäre dann die Abtretung im Zusammenhang mit jener Transaktion zwischen Rudolf IV. und Eberhard bezüglich «Willisau, Sempach, Schwiz, Stans, Buchs, Leuten und Gut in den Waldstätten» (Reg. Habsb. 544) im Jahre 1273 erfolgt, wozu stimmen würde, dass sich im Juni dieses Jahres der Edle Hermann von Bonstetten mit auffallender Weitschweifigkeit auf den Grund seiner vogteilichen und richterlichen Funktionen im Reusstal bezieht (F. v. Wyss, Abhandlungen, Seite 210 f., Reg. Habsb. 537). Titel und Umfang eines

neu erworbenen Rechtes genau zu definieren, mochte notwendig erscheinen; ein längst bestehendes Recht hätte dessen nicht bedurft. In ähnlicher Weise wie damals das Reusstal, scheint später im 14. Jahrhundert die Landgrafschaft über die Dörfer südlich und westlich Baden durch Personalunion nach und nach gänzlich mit der Landgrafschaft Aargau verschmolzen zu sein.

Jene Urkunde, welche über die Veräusserung von Rechten in Schwiz etc. an die ältere Linie gehandelt haben muss, ist gleichfalls nur in der als «Briefe der Veste Baden» bezeichneten Regesten-Sammlung enthalten; der Regest sagt über Art und Umfang der Rechte nichts aus.

In den Waldstätten stand zunächst die Grafschaft über das Tal Uri unzweifelhaft den Habsburgern als Zürichgaugrafen zu, wurde aber schon 1231 (Reg. Habsb. 143) von ihnen losgekauft und ans Reich genommen, freilich ohne dass Habsburg seine Ansprüche daran endgültig preisgegeben hätte, wie eine Urkunde Rud. III. von Habsburg-Laufenburg (Reg. Habsb. 201) von 1243 zeigt.

Bezüglich Schwyz wissen wir gleichfalls, dass es unter der landgräflichen Hoheit der Habsburger und zwar nachmals von Habsburg-Laufenburg stand (Reg. Habsb. 113, 222, 249); wann und in welcher Form es an die ältere Linie kam, ist nicht sicher festzustellen, da die beiden bezüglichen Urkunden (Reg. Habsb. 543 und 544) nur fragmentarisch erhalten sind. Es lässt sich nur vermuten, dass der Übergang 1273 erfolgt sein werde.

Unterwalden muss, jedenfalls anfänglich, zwei verschiedenen Landgerichtsverbänden angehört haben. Nur so lässt sich die im «Nachteilungsbrief» von 1238/39 bezüglich der Burg zu Stans enthaltene Bestimmung erklären; unter Graf Albrechts «Vogteia» wird der Aargau, unter Graf Rudolfs «Vogteia» der Zürichgau zu verstehen sein; das Recht, respektive die Bewilligung zum Burgbau standen fast ausnahmslos den Landesherrn zu. Sarnen und sein Tal werden also vermutlich zum Aargau, Stans, Buchs, Beckenried dagegen zum Zürichgau gehört haben; so muss man auch aus der Urkunde betreffs den Verkauf von 1273 schliessen, wenn er die Grafenrechte in den Waldstätten mit umfasst hat.

Freilich könnte man zunächst daran denken, dass es sich dabei auch nur um Rechte der hohen Vogtei gehandelt habe, da vor Schwiz, Stans und Buchs auch Willisau erwähnt werden, wo die Landgrafschaft unzweifelhaft von Anfang an der ältern Linie als Landgrafen im Aargau zustand, während die hohe Vogtei daselbst von der jüngern Linie ausgeübt wurde (Reg. Habsb. 304). Allein gewisse Erwägungen stehen dieser Annahme entgegen. Wenn wir vor dem Grafen Gottfried

bei Sempach eine Todschlagssühne vollziehen sehen, so werden wir an die ungefähr gleichzeitige Beteiligung des Grafen Rudolf IV. an der Sühne zwischen den Geschlechtern der Izelinge und deren von Gruoba in Uri (Reg. Habsb. 292 und 295) erinnert und können uns diese Erscheinungen nur damit erklären, dass in beiden Fällen die Inhaber hoher Vogteien (niederer Landgerichte) im Gebiet einer ihnen nicht zustehenden Landgrafschaft-Hochgerichtsbarkeit über Leute bäuerlichen oder bürgerlichen Standes ausüben. Dass die jüngere Linie die Vogtei über die Freien im Aargau besessen haben muss, zeigt *argumento e contrario* der Satz des Nachteileilsbriefes bezüglich die Rechte Albrechts gegenüber diesen Leuten. Wie schon Wyss, *Abhandlungen*, Seite 209 richtig erkannt hat, sollen damit die öffentlich-rechtlichen Pflichten der freien Leute im Aargau nicht erschöpfend aufgezählt, sondern nur, entsprechend dem Zwecke der Urkunde, die Rechtssphären der beiden Brüder über sie abgegrenzt werden, soweit sie streitig gewesen waren. Daraus, dass die Rechte Rudolfs nicht besonders aufgezählt werden, darf man schliessen, dass sie alle öffentlichen Leistungen der Freien mit Ausnahme der Dingpflicht zum Landgericht umfasst haben. Umgekehrt dürften nach dem vorher Gesagten die Verhältnisse im Zürichgau gelegen haben. Der enge Zusammenhang beider Linien und ihre absolute rechtliche Gleichstellung, wie sie uns bis zu Rudolfs IV. Königswahl in den Quellen entgegentreten, lassen mich eine solche Regelung als überaus wahrscheinlich betrachten. Dann hätte also die ältere Linie schon von der Bruderteilung an in Teilen des Zürichgaus die Vogtei über die Freien und damit verbunden die hohe Vogtei über die niederen Stände innegehabt (— dieser Annahme steht Z. U. B. 1281 nicht entgegen, da Gottfrieds Vogt-Recht über den Freien hier ausdrücklich von Gewohnheit hergeleitet wird —), und es wäre somit ein Verkauf dieser Rechte an sie nicht mehr möglich und notwendig gewesen. Deshalb wäre beim Verkauf von 1273 in der Tat eher an die spezifisch landgräflichen Rechte zu denken, falls es sich überhaupt um öffentlich-rechtliche und nicht bloss um grund- und leibherrliche Befugnisse gehandelt haben sollte. Es ist unwahrscheinlich, dass man darüber jemals wird absolute Klarheit schaffen können.

Ebensowenig wird dies bezüglich des Tales Glarus möglich sein; man wird nur vermuten können, dass hier wie in Teilen des nordwestlichen Zürichgaus (*advocatia Kilchtorf, advocatia circa Turegum und advocatia super liberos*) die hohe Vogtei den Kiburgern zugestanden habe; es hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, das Reichslehen der «vallis» Clarona (Z. U. B. 1265) in diesem Sinne aufzufassen. Speidel lässt diese Frage, wie auch diejenigen betreffs der Verhältnisse in der

sogenannten «Grafschaft» Rapperswil unerörtert. Glitsch, Seite 139 f. leitet die Entstehung der letzteren in einleuchtender Weise aus einer anlässlich des Todes Graf Rudolfs II. von Habsburg erfolgten Exemption des betreffenden Gebietsteiles aus der Grafschaft im Zürichgau her, wie sie zu Handen des Reiches bezüglich des Urnerlandes kurz vorher erfolgt war (Seite 121 f.). Die päpstliche Gesinnung der Laufenburger könnte die Veranlassung zu diesen Schmälerungen der ihnen zufallenden Grafschaftsrechte gegeben haben. Aber auch hier ist wahrscheinlich, dass die Exemption keine vollständige war, dass die Grafenrechte der Rapperswiler sich nur über die niederen Stände erstreckten und die Kompetenz des landgräflichen Gerichtes für den Adel und die hohe Geistlichkeit sowie den Zug der Urteile an dieses Gericht anfänglich nicht ausschlossen. Nach Glitsch hätte diese «Grafschaft» auch das Gebiet von Einsiedeln mit eingeschlossen, ebenso die Höfe Wollerau, Pfäffikon und Bäch.

Eine weitere dem Landgrafen entfremdete Hochvogtei scheint die Reichsvogtei Zürich (um diese Stadt und an beiden Ufern des Sees) gebildet zu haben (Glitsch, Seite 106 ff.), welche später an die Grafen von Kiburg (nördlicher Teil, *advocatia circa Turegum*) und die Freien von Schnabelburg (südlicher Teil) aufgeteilt wurde. Die Tatsache, dass die wichtige Landgerichtsstätte des Zürichgaves zu Zürich mitten in diesem Gebiete gelegen war, lässt den Schluss zu, dass noch im 13. Jahrhundert auch dieses Gebiet von der Landgrafschaft nicht gänzlich eximiert war.

Das Gebiet westlich von Zürich und südlich der Limmat unterstand, wie auch der Verfasser Seite 47 anerkennt, der vollen gräflichen Gerichtsbarkeit der jüngeren Linie, also der Zürichgaugrafen. Hier also waren Landgrafschaft und Hochvogtei in einer Hand vereinigt geblieben; das drückt sich in der Bezeichnung «Grafschaft von Habsburg» aus, die eine Analogie zu dem später als «Grafschaft Kiburg» bezeichneten Teil der alten Landgrafschaft Thurgau bildet (vergleiche mein «Landgericht», Seite 40 ff.), das kommt auch in der Herleitung der Dieb- und Frevelgerichtsbarkeit aus der Grafschaft im Habsburg. Urbar (Speidel, Seite 47) zum Ausdruck.

Nach 1313 begegnet der Name und Begriff Zürichgau nur noch im Rahmen der Kirchen- oder aber der klösterlichen Gutsverwaltung, nachdem im 14. Jahrhundert durch das Verschwinden der für den ganzen Zürichgau zuständigen «Landtage» und die Angliederung der einzelnen Gebietsteile an die Landgrafschaften im Aargau und Thurgau, nach praktischen Ueberlegungen der gemeinsamen Herren, die Landgrafschaft Zürichgau als jurisdiktionelle und administrative Einheit gänzlich zerfallen war.

III. In einem Anhang über die «Entstehung neuer Hochgerichtsverbände» behandelt der Verfasser kurz eine Anzahl zürichgauische Herrschaften, die nach seiner Auffassung zum Teil zu gänzlicher Exemption von der Landgrafschaft gelangt sein sollen. Dass aber die verschiedenen königlichen und kaiserlichen Freibriefe so weitgehende Konsequenzen jedenfalls nicht immer hatten, zeigt der Verfasser selber am Beispiele der Stadt Klingnau. Dass auch die Herrschaft Wädenswil entgegen des Verfassers Ansicht nicht «volle Exemption» von den Landgerichten im Zürichgau oder später von deren Nachfolgern, den österreichischen Landgerichten im Aargau oder im Thurgau, besessen haben kann, beweist wiederum der Verfasser selber.

Alle diese scheinbaren Widersprüche lösen sich eben ganz von selber, wenn man für diese Zeit die von mir oben wie schon im «Landgericht» verfochtene Ansicht zu Grunde legt: dass nämlich das landgräfliche «Landgericht» nicht nur Blutgericht und nicht das einzige Blutgericht in der Landgrafschaft zu sein brauchte und gewöhnlich auch nicht war, dass es aber das einzige ordentliche Gericht über die Herren, Herrschaften und Herrschaftsgerichte der Landgrafschaft und daneben ein Hoch- und Blutgericht für die anderen Stände, speziell Bürger und freie Bauern, war und bis gegen Ausgang des Mittelalters, zum Teil noch viel länger blieb, ferner aber, dass man unter dem Gericht über Dieb und Frevel nicht ein sogenanntes «Malefizgericht» im späteren Sinne zu verstehen hat, das heisst ein Gericht, das vorzugsweise berufen ist, Leibes- und Lebensstrafen zu verhängen, sondern ein Sühnverfahren bezüglich Rechtsverletzungen, welche mangels Zustandekommens einer Sühne solche Strafen für die Uebeltäter nach sich gezogen hätten.

Man gelangt dann dazu, bei der Hochgerichtsbarkeit zu unterscheiden zwischen: a) der nur im örtlichen Vogtgericht durch einen dem Freiherren- oder Ministerialenstande angehörenden «Vogtherrn» ausgeübten (Dieb- und Frevel-) Sühne-Hochgerichtsbarkeit über die ortsansässigen «Vogtleute;» b) der im Gebiet einer oder mehrerer alter Hundertschaften (nun gelegentlich «Grafschaft» oder Vogtei genannt) in dem zum Blutgericht über die niederen Landstände einschliesslich freie Bauern und Bürger aufgestiegenen Hundertschaftsgericht unter dem Vorsitz des Gerichtsinhabers («Grafen») oder seines Stellvertreters («Amtmannes», «Vogts») ausgeübten Blut- und Sühnehochgerichtsbarkeit; c) der im Gebiet einer alten Gaugrafschaft (nun «Landgrafschaft» genannt) neben der vollen und ausschliesslichen Gerichtsbarkeit über den Adel und die hohe Geistlichkeit dieses Gebietes und der infolge Zuges von Urteilen unterer Gerichte an dieses «Landgericht» erwachsenden Zuständigkeit in Konkurrenz mit den neuerstandenen Hundertschafts-Hoch-

gerichten und den ebenfalls sich bildenden Freigerichten ausgeübten Gerichtsbarkeit über Leib und Leben und freies Eigen der «Landsassen» unter dem Vorsitz des Gerichtsherrn, genannt «Landgrafen», oder seines edelfreien Stellvertreters, des «Landrichters».

Die Geschichtsforschung, selbst wenn sie vorwiegend «politische» Geschichte zu behandeln wähnt, wird diese rechtsgeschichtlichen Unterscheidungen fürderhin nicht mehr ignorieren dürfen, wenn sie zu richtigen Ergebnissen gelangen will. Dass Speidel hier nicht genügend auseinander zu halten wusste, hat die Irrtümer in seiner Arbeit veranlasst. Im übrigen hat seine vielseitige Betrachtung des Problemes der Zürichgaugrafschaft doch einer gründlichen und soweit als möglich erschöpfenden und abschliessenden Behandlung dieser Frage in verdienstvoller Weise vorgearbeitet.

Nur lose verknüpft mit dem Hauptinhalt der Arbeit ist ein als «Beitrag zur Interpretation des Habsburgischen Urbars» bezeichneter Anhang über das Recht, speziell die Steuerpflicht der sogenannten ussidelinge oder darkommen lüt, auch «Landzügling» genannt und der Unehelichen («Bastarde», «Bankarte»), der im übrigen mancherlei interessante Feststellungen enthält.

Es wäre sehr zu wünschen, dass nun auch noch die Entwicklung und Auflösung der alten Grafschaft Aargau einer gründlichen Untersuchung unter weitestgehender Herbeiziehung der neuesten rechtsgeschichtlichen Forschungsergebnisse unterzogen würde.

Rorbass-Freienstein, im Juni 1916.

Paul Blumer.

Das «Gestinum» vom Jahre 1211.

Eine Hypothese.

Es ist wohl bekannt, dass es im Wallis zwei Dörfer gibt, die den Namen von «Gestinum», «Gestlen» oder «Chatillon» tragen. Das eine ist eines der höchsten Dörfer des obern Rhonetales und wird Obergestlen oder Haut-Chatillon genannt und befindet sich an dem Kreuzungspunkte der alten Handelsroute von Bern über die Grimsel und dann über die Gries- und Nufenenpässe ins Mailändische. Das andere liegt viel weiter unten, fast am Ausgangspunkte des Lötschentales und heisst Niedergestlen oder Bas-Chatillon. Hier stand vorher das Stammschloss der berühmten Familie von Thurn (urkundlich bezeugt schon im Jahre 181) [vgl. *Mém. et Doc. publ. par la Soc. d'histoire de la Suisse romande*, XVIII, 366]; diese spielte bis zu ihrem Niedergang in 1375–76 eine Hauptrolle in der Wallisergeschichte). Dieses Dorf befindet sich

ein ganz wenig westlich von Raron, wo früher das Stammschloss einer anderen ebenfalls mächtigen Walliserfamilie, deren von Raron, stand (urkundlich bezeugt wenigstens im Jahre 1210; auch diese spielte bis zu ihrem Niedergang im Jahre 1418 eine wichtige Rolle in der Geschichte des Wallis).

Weiter ist anerkannt, dass im Jahre 1211 Herzog Berchtold V. von Zähringen «Rector Burgundiæ», über irgend einen Pass von der Bernerseite kommend, das Wallis überfiel und dabei in einem Dorfe, «Gestinum» genannt, eine grosse Niederlage erlitt. Die meisten Geschichtsforscher sind der Meinung, dass der Ort dieser Niederlage Obergestlen war, das man von Bern über die Grimsel erreicht.

Wir unterlassen hier alle auf diese Razzia bezugnehmenden Fragen, ausser die des Orts der Schlacht und des Passes, den Berchtold überschritten haben soll. Uns scheint aber, dass verschiedene geschichtliche Tatsachen eher zu Gunsten von Niedergestlen sprechen und dass der Zug von 1211 später mit jenem von 1419 (Schlacht bei Ulrichen, in nächster Nähe Obergestlens) verwechselt wurde. Nach uns fand demnach die Schlacht von 1211 bei Niedergestlen statt, welches der Zähringer über den Lötschenpass gewann. Der Zug von 1211 weist auffallenderweise mehrere eigentliche Grundzüge des letzten Widerstandes der Familien von Thurn und Raron (1376 und 1418) auf, der gerade vor jener authentischen und festbeglaubigten Schlacht von 1419 in Ulrichen stattgefunden. Es scheint uns auch natürlicher und einleuchtender, dass ein grosses, von Bern kommendes Heer eher über den Lötschenpass (wo 1419 wirklich eine Schlacht zwischen Bernern und Wallisern geschlagen wurde) zog, als noch lange den weiten Umweg über die Grimsel und das ganze Oberwallis hinunter zu machen. Und diese Meinung wird — wenn es wahr ist — dadurch bestärkt, dass der Anlass zu diesem Kriege des Rectors Burgundiae der Streit um die Kastvogtei des Bistums Sitten (so Stumpfs *Chronik*, Ausgabe 1548, p. 342), oder um die Reichsmittelbarkeit (bewilligt vom Kaiser Heinrich VI. zu Basel in 1189), des gleichen Bistums, das einst zur zähringischen Statthalterschaft gehörte, gewesen sei (vgl. Heyck, *Geschichte der Herzoge von Zähringen*, p. 431).

Es ist interessant und der Erwähnung wert, dass der Walliser Geschichtsforscher P. Sigismund Furrer in seiner «Geschichte von Wallis», 1852, Bd. II, 86, besonders da, wo er den «Bätzlerfriedhof» zitiert, auch glaubt, die Ereignisse von 1211 in Verbindung mit dem Lötschentäl bringen zu müssen. (Für die gegenteilige Auffassung vgl. Jahrbuch des S. A. C., Bd. XX, 6, Fussnote.) Gehen wir aber von diesen allgemeinen Betrachtungen zu der Erforschung der geschichtlichen Tatsachen über.

So weit uns bekannt, gibt es nur eine Quelle für die Schlacht von 1211, die früheren Datums als 1419 ist. Es ist die Eintragung in die «Chronica Brigianorum», geschrieben um 1350, die uns Stumpf in seinem Reisebericht von 1544 (*Quellen zur Schweiz. Geschichte*, Bd. VI, 243 und 245) aufbewahrt hat. Hier aber ist nur von der «villa Gestinum» im Wallis die Rede, es wird kein Pass erwähnt, so dass dieses Dorf ebenso wohl Nieder- als Ober-Gestlen sein könnte. «Anno 1211 Berchtoldus, dux de Zähringen — cum magno exercitu Vallesiam ingressus, prope villam Gestinum cruenta caede — occubuit». Diese Bemerkung hat Stumpf unter «Brig» angebracht; er gab also im Jahre 1544 nicht an, welches Dorf er meinte, obschon er damals die beiden (p. 240 und 257) kannte und ganz genau wusste, dass sie zwei total verschiedene Dörfer sind. Spätere Quellen aber (datiert nach 1419) erwähnen den Grimsel-Pass und setzen nach «Gestinum» die Worte «in deseno Gomesiano», so annehmend, dass der Ort der Schlacht von 1211 Ober-Gestlen sei. Dr. R. Hoppeler, der sich um die Wallisergeschichte sehr verdient gemacht hat, meint, dass diese drei Worte ein späterer Zusatz seien (vgl. seine *Beiträge zur Geschichte des Wallis im Mittelalter*, p. 201, Noten 1 und 3). Im 15. Jahrhundert schrieb Justinger (vgl. p. 6–7 der Studerschen Ausgabe von 1870): «Hertzog Berchtold hat uf die Zit, e Berne gestiftet wart, grosse Kriege mit den von Wallis, so verre daz er mit Macht und mit Gewalt über Grymselen zoch in Oberwallis; und waz vormals daselbs kein Reise [nie] gehört. Also tet er inen grossen Schaden und verlor er ouch daran». Im Jahre 1548 nennt Stumpf (*Chronik*, p. 342) den Grimselpass und ein Dorf «gleich nebend dem Dorff Ulrichen». Simler (*Vallesiae Descriptio*, Ausgabe 1574, p. 12b oder p. 43 der Ausgabe von 1633) erwähnt ebenfalls dieses Dorf neben Ulrichen, ohne es zu nennen, und auch den Grimselpass (später [p. 50 oder p. 134–35] spricht er nur vom Grimselpass, bestimmt aber kein Dorf als das Schlachtfeld.) Tschudi jedoch (Bd. I, 94, der Ausgabe von 1734 seiner *Chronicon Helveticum*) nennt nur den Grimselpass. Alle diese vier Quellen erwähnen auch die Schlacht bei Ulrichen vom Jahre 1419. Eine spätere Quelle ist das vom Sittener Domherr Johann Jodocus Quartéry (er starb 1669) geschriebene *Liber Vallis Illiacæ*, der die vom Briger Castellan Johannes Kleinmann verfasste Version (16. Jahrhundert) der *Chronica Brigianorum* benützte (vgl. *Anzeiger für Schweiz. Geschichte*, 1908, p. 269–271 und die Texte in Gremaud, Bd. I, 166–67, sowie *Fontes Rerum Bernensium*, Bd. I, 507). Kleinmann schreibt «prope villam de Geschinen in Conches» und Quartéry «prope villam Gestheinon in deseno Gomesiano». Das war bis jetzt die allgemein geltende Ansicht.

Gegen ihn aber gibt es einige stark ins Gewicht fallende Argumente. Es ist wahr, dass der Pfarrer und die Kirche Hasle (Meiringen) in den Jahren 1231 und 1234 zum ersten Mal erscheinen (*Fontes Rerum Bernensium*, Bd. II, 113 und 140) und die Pfarrei Münster (Mutterkirche vom ganzen Ober-Goms) im Jahre 1235 (*Blätter aus der Walliser Geschichte*, Bd. III, 248). Aber der Name des Grimselpasses kommt urkundlich nicht vor 1351 zum Vorschein (*Eidgenössische Abschiede*, Bd. I, 260); die Furka hingegen erscheint schon 1269 unter dem Namen «Forcla de Conches» (vgl. Gremaud, Bd. II, 140). Es ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, dass der Grimselpass nicht schon vorher, besonders den Landleuten, bekannt war. Wenn wir jedoch nicht irren, war über die Lokalgeschichte des obersten Aaretals im Jahre 1211 noch nichts bekannt. Auch das Dorf Ober-Gestlen wird in den Urkunden vor 1419 sehr selten genannt, einzig nur in den Jahren 1331 (Gremaud, Bd. IV, 12), 1332 (Bd. IV, 44), 1366 (Bd. VI, 539) und 1374 (Bd. V, 408). Auch wenn man die Sache von allen Seiten aus betrachtet und alles in Erwägung zieht, kann man doch nicht verstehen, wozu der Zähringer mit seinem ganzen Heertross den weiten Umweg unternommen haben soll.

Wenden wir uns nun dem Dorfe Nieder-Gestlen zu. Dieses wird erstmals schon im Jahre 1224 (Gremaud, Bd. I, 247) erwähnt und besass ein Schloss und einen Prior bereits im Jahre 1250 (Bd. I, 422 und 463). Später finden wir es, dank der mächtigen Familie, die dort herrschte, noch mehrere Male genannt. Im Jahre 1233 hatte nun der Herr von Thurn die Pfarrkirche des Lötschentales (die Collatur-Rechte ausgenommen) der Abtei Abondance im Chablais gegeben (Gremaud, Bd. I, 306–307). Diese Pfarrkirche stund in Kippel, dem Talhauptdorf, das am Fusse des Lötschenpasses liegt. Auf der andern Halde des Passes (Bernerseite) dagegen lag die Pfarrkirche von Frutigen (die Mutterkirche dieser ganzen Gegend), der im Lausanner Cartular zum ersten Mal im Jahre 1228 Erwähnung geschieht (*Mém. et Doc. publ. par la Soc. d'histoire de la Suisse romande* tom. VI, 25). Somit ist es sehr wohl möglich, dass der Lötschenpass schon damals gut bekannt war, urkundlich erwähnt wird derselbe allerdings erst im Jahre 1352 (*Fontes Rerum Bernensium* Bd. VII, 656). Ziemlich sicher ist auch, dass zu Ende des 13. Jahrhunderts Lötscher-Leute über diesen Pass und die Sefinenfurka geschickt wurden, um den obersten Teil des Lauterbrunnentales zu bevölkern (vgl. unsern Artikel *Les Colonies Valaisannes dans l'Oberland Bernois*, gedruckt in *Blätter für bernische Geschichte* etc. Bd. II, 179–183). Ferner wissen wir auch, dass der damalige Besitzer von Frutigen, Herr Heinrich von Kien, ein Freund und Begleiter der Herzöge von Zähringen

war (Zeuge in zwei zähringischen Urkunden: *Fontes Rerum Bernensium*, 1175 und 1181, Bd. I, 454 und 458) und noch im Jahre 1220 lebte (loc. cit. Bd. II, 20). So ist es sehr wohl möglich, dass der Zähringer im Jahre 1211 ohne grosse Mühe und Hindernisse über den Lötschenpass hätte ziehen und auf diese Weise das Wallis, nicht weit von Nieder-Gestlen, erreichen können. Die Herren von Kien hatten nun aber auch Beziehungen zum Bischof von Sitten, dem sie 1232 die Engstligenalp oberhalb Adelboden vergabten (Gremaud, Bd. I, 298), also gerade ein Jahr vor der ersten Erwähnung der Kirche von Kippel. Das Frutigtal kam später, 1290, in den Besitz der Herren von Wediswil (*Fontes Rerum Bernensium*, Bd. III, 492; die Sillerenalp liegt s. w. von Adelboden) und gelangte dann, vor 1311 durch die Hochzeit der Erbin Elisabeth mit Johann von Thurn (*Mém. et Doc. publ. par la Soc. d'histoire de la Suisse romande*, 2. Reihe, Bd. IV, 7, Note 2 und p. 75) in den Besitz dieses mächtigen Hauses, das so Herr der beiden Halden des Passes wurde. Die Familie von Thurn endlich verkaufte die Herrschaft Frutigen im Jahre 1400 an die Stadt Bern und bald nachher 1419 fand auf dem Pass selber eine Schlacht zwischen den Bernern und den Wallisern statt (Justinger, p. 266–267).

Infolgedessen muss diese Familie samt dem Lötschenpass in Bern wohlbekannt gewesen sein, und eben deshalb vermuten wir, es möchten die vagen Erinnerungen an mehrere Details aus den beiden Schlachten von 1419 auf dem Pass und bei Ulrichen zu einer Verwechslung der beiden Dörfer Gestlen beigetragen haben.

Sicher ist, dass es auch im Jahre 1211 viel leichter gewesen wäre, den Bischof über den Lötschenpass zu erreichen als über die Grimsel. Wir finden auch eine Verwechslung dieser beiden Schlachten von 1211 und 1419 mit Bezug auf zwei andere benachbarte Pässe, mit dem Rawil (Jahrbuch d. S. A. C. XVI, 128) und vielleicht auch mit dem Sanetschpass, der 1376 durch Kauf von der Familie Thurn an den Bischof von Sitten überging. Es sind dies beides Pässe, die urkundlich ziemlich viel später als 1211 erwähnt werden, im Jahre 1418 aber sicher begangen wurden. (Für Sanetsch, vgl. Gremaud Bd. VII, 604 und 608, sowie Justinger, p. 260–261; und für Rawil vgl. Gremaud Bd. VII, 248 und Justinger, p. 260–261, welcher ihn die «Rothe Furgge» nennt).

Aber auch noch zwei andere Dinge haben vielleicht zu dieser Verwechslung der beiden Schlachten von 1211 und 1419 beigetragen, nämlich der merkwürdige Zusammenhang des Klosters Abondance (Chablais) und des Val d'Illiez mit unserm Lötschental. Im Jahre 1233 übergab Herr Gerold von Thurn die Pfarrkirche von Kippel im Lötschental der Abtei Abondance (Gremaud, Bd. I, 306–307; diese Urkunde wurde

in der St. Martinskirche zu Géronde verfasst, die damals schon einen Prior hatte, der als Zeuge besagte Urkunde unterzeichnete). Die Abtei Abondance nun wurde im Jahre 1108 von jener berühmten Abtei St. Maurice (regulierte Augustiner Chorherren) gegründet. Jetzt im Jahre 1331 ward dann diese Filiale Géronde von der Abtei Abondance an Aymon von Thurn, Bischof von Sitten, gegen die Kirche Val d'Illiez umgetauscht (Gremaud, Bd. IV, 2). Hierin erblicken wir den oben schon angedeuteten merkwürdigen Zusammenhang zwischen unserem Lötschental und dem Val d'Illiez, der uns von Géronde, gegenüber Siders, übermittelt wurde. Dieser Zusammenhang ist für uns besonders deshalb sehr interessant, weil das Val d'Illiez in alter Zeit «Vallis Illiaca inferior» und das Lötschental das «Vallis Illiaca superior» hiess. So versteht man nun allgemach ganz gut, dass in Quartéry's «Liber Vallis Illiacæ» die Schlacht von 1211 bei Gestlen wohl speziell erwähnt wird, als Ort der Schlacht wurde aber irrtümlicherweise Ober-Gestlen statt Nieder-Gestlen genannt.

Fassen wir das Ergebnis unserer Untersuchungen hiermit kurz zusammen :

1. Es scheint uns, dass eine gewisse Möglichkeit vorhanden ist, dass diese zwei Orte verwechselt wurden und die Schlacht von 1211 wirklich bei Nieder-Gestlen stattfand.
2. Beigetragen zu dieser Verwechslung haben :
 - a) Die verwischten Erinnerungen an die Schlacht von 1419 auf dem Lötschenpass.
 - b) Die ebenfalls vagen Erinnerungen an den Niedergang der zwei berühmten Walliserfamilien von Thurn (1375–1376) und von Raron (1418) deren Stammschlösser sich so nahe beieinander, in nächster Nähe Nieder-Gestlens, erhoben.
3. Der auffallende Zusammenhang der Familie von Thurn, der Kirche von Kippel, der Pfarrkirche von Val d'Illiez und der Abtei Abondance im Chablais.

Grindelwald.

Dr. W. A. B. Coolidge.

Der päpstliche Nuntius als Gast in Altdorf

(1628/29).

Landammann Karl Emanuel von Roll, vermählt mit Regina Schmid, legte für seine Familie ein Geburts- und Taufbuch an, in welchem folgender Eintrag steht: «Auf St. Antonisdag, das ist den 17. Jener, anno 1629 gebar mein liebe Hausfrau mein die 6te Tochter zwüschet

den sexen und siben Uren am Morgen, und war das Zeichen im Scorpion. Dißes Döchterlis Daufgöte ist der hochwürdig Fürst und Her, Her Ciriacus Rozi, ein Römer Erzbischof zuo Patraßen und Ir Bebtliche Heligkeit Nuntius in der Eidgnoschaft, der damalen etliche Monet in meinem Haus mit seinem ganzen Hofgesindli geloßiert gwesen, und die Daufgoten ist die Frauw Maria Madlena Redigin, des Heren Amen Johan Heinrichen Zumbrunnen, Obersters, Hausfrauw. Dis Kind ist in der Pfarkirchen Sant Marti alhie in Altorf von Heren Pfarrer Lienhart Fründt, Dechan der vier Walsteten, getauft worden und heist Anna Catarina.»

Diese Tochter trat 1644 in das Kloster zu Allen hl. Engeln in Attinghausen ein und ist dort am Ostertag 1646 gestorben. Roll wohnte damals vermutlich als ältester Sohn des Ritters Walter von Roll in dem zirka 1562 von seinem Vater erbauten grossen Steinhouse, das 1799 nur bis auf den ersten Stock niederbrannte und seit August 1906 Sitz der Ersparniskasse Uri ist.

Cyriacus Rocci war akkreditiert seit dem 28. Juni 1628 und scheint bereits im Jahre 1629 wieder abgelöst worden zu sein. Da man von diesem Nuntius fast gar nichts weiss,¹⁾ so ist diese Notiz über seinen Aufenthalt in Altdorf und seine Beziehung zur Familie von Roll des Aufhebens wohl wert. Das Porträt des Gastgebers findet sich im historischen Museum zu Altdorf.²⁾

Altdorf.

E. Wymann.

¹⁾ Im Oktober 1628 war Nuntius Rocci bei der feierlichen Graberöffnung des hl. Otmar in St. Gallen zugegen. Siehe Stückelberg, Geschichte der Reliquien in der Schweiz. Bd. I, 124; II, 75. An letzterer Stelle ist der Name Cyriacus verschrieben.

²⁾ Vallière (Treue und Ehre S. 234), der es reproduzierte, teilte dasselbe irrig dem Landesmuseum in Zürich zu.

Besprechungen und Anzeigen.

Wir bitten um Zustellung von Rezensionsexemplaren derjenigen Arbeiten, deren Besprechung an dieser Stelle gewünscht wird.

Dr. P. E. Scherer, Zur Einführung in die Urgeschichte, Sonderdruck aus dem «Obwaldner Volksfreund», Sarnen 1914, 25 pages.

C'est le texte d'une conférence faite par le Père Scherer lors de la réunion de la société des historiens et antiquaires à Alpnachdorf. Il est difficile de résumer un travail qui est lui-même un résumé extrêmement concis de toute la préhistoire. Constatons d'abord la parfaite clarté de l'exposé du conférencier. Après avoir tracé les grandes lignes de l'évolution de la civilisation pendant les siècles qui précèdent l'ère chrétienne, en remontant le cours des âges, c'est-à-dire en partant de l'époque romaine pour aboutir au plus ancien âge de la pierre, l'auteur brosse un court tableau de l'histoire de l'archéologie préhistorique en Suisse depuis les premières découvertes d'ossements fossiles au XVII^e siècle. Il insiste avec raison sur les services rendus à cette science par la Société des antiquaires de Zurich fondée en 1832 par F. Keller; il mentionne la découverte des stations lacustres en 1853, et la fondation de la nouvelle Société suisse de préhistoire par J. Heierli en 1907. Nous regrettons que l'auteur n'ait pas jugé à propos de consacrer une ligne au Musée National qui a cependant rendu quelques services à la cause préhistorique.

Pour terminer le Père Scherer passe rapidement en revue les principales découvertes faites, dans les trois cantons primitifs, d'objets des âges de la pierre et du bronze, des époques romaines et du premier moyen-âge. Cette dernière partie de la conférence a été traitée depuis, avec toute l'ampleur nécessaire, dans un récent travail publié dans les *Mitteilungen der antiq. Gesellschaft* de Zurich.

En résumé, la conférence du Dr Scherer est un excellent guide pour ceux qui désirent avoir un rapide aperçu de l'archéologie préhistorique. L'auteur a su y exposer avec clarté les grandes lignes de cette science encore jeune, mais qui occupe déjà une place importante entre les sciences naturelles et les sciences historiques, auxquelles elle sert de trait d'union.

Zürich.

D. Viollier.

P. E. Scherer, Die vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Altertümer der Urschweiz, *Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zurich*, Band XXVII, Heft 4, in 4^o, Zurich 1916 (in Kommission bei Beer & Co.).

Le Père E. Scherer a déjà consacré deux mémoires aux antiquités de la Suisse primitive, ses *Beiträge zur Kenntnis der Urgeschichte der Urschweiz*,

parus comme annexes aux *Jahresbericht der Kantonsschule von Sarnen*, en 1909 et 1910. Ces deux travaux étaient fatalement condamnés à demeurer plus ou moins inconnus, aussi devons nous être reconnaissants à la Société des antiquaires de Zurich d'avoir donné au Dr Scherer la possibilité de publier à nouveau ses recherches sur la préhistoire des trois petits cantons dans une revue plus répandue qu'un rapport annuel d'une école cantonale.

Les découvertes préhistoriques faites dans cette partie de la Suisse présentent un intérêt tout particulier, car elles nous prouvent que les habitants de notre pays aux âges de la pierre et du bronze n'ont pas craint de s'aventurer jusque dans ces vallées reculées du massif alpestre. Durant ces époques, c'est la vallée de l'Aar qui fut la grande voie de communication, la région peuplée du plateau; c'est de là que quelques groupes humains partirent pour occuper les vallées latérales. Nous ne devons pas nous attendre à faire des découvertes très importantes dans les montagnes d'Uri, de Schwyz et d'Unterwald: si cette région fut parcourue dès l'époque néolithique par de hardis chasseurs, il ne semble pas que l'homme s'y soit installé à demeure, car toutes les découvertes faites consistent en objets isolés. Cependant, il se pourrait que sur les rives du lac de Lungern se soit élevé une petite station lacustre, comme il en exista une sur les rives du Türlensee. Seule la vallée de la Reuss a connu une population stable dont témoignent les sépultures de la fin de l'âge du bronze trouvées à Bürglen.

En passant, l'auteur signale toute une série de prétendus monuments mégalithiques, et c'est un service qu'il nous rend en montrant que tous ces soit-disant menhirs, dolmens et cromlechs sont d'origine naturelle. Il faut espérer que nous les verrons disparaître définitivement de la littérature archéologique.

Toutes les trouvailles de l'âge du bronze consistent également en objets isolés, perdus par des chasseurs ou des émigrants. L'étude de ces différents objets nous montre que pendant toute la durée de l'âge du bronze les montagnes des petits cantons furent parcourues par l'homme qui, parfois, séjournait quelque temps dans les grottes naturelles comme celle du Drachenhöhle.

Fait étrange, pendant tout l'âge du fer, c'est-à-dire pendant les sept siècles qui précédèrent la conquête romaine, cette région paraît avoir été complètement abandonnée des habitants de notre pays, tribus hallstattiennes et celtiques. Car le dépôt d'Altdorf que l'auteur place dubitativement au La Tène nous paraît encore difficile à dater.

Ce n'est qu'après la conquête romaine que cette région fut de nouveau fréquentée, ce que nous prouvent les nombreuses découvertes de monnaies et d'objets isolés. A Alpnachdorf s'éleva même une exploitation rurale, une *villa rustica*, à la description de laquelle le Dr Scherer consacre la plus grande partie de son mémoire. Cette demeure paraît avoir été édifiée déjà au cours du I^{er} siècle de notre ère.

Après la chute de l'empire, les trois cantons furent habités par quelques familles des envahisseurs germaniques; leurs sépultures ont été constatées dans différentes parties de cette région.

Ce travail, comme tout ce qui sort de la plume du D^r Scherer, est clair, bien ordonné; les constatations y sont exposées simplement; les discussions sont courtes et bien conduites. Enfin l'illustration est abondante et parfaite. Un simple vœu en terminant: que l'auteur nous donne une carte à grande échelle sur laquelle seront portées toutes les découvertes mentionnées; elle facilitera singulièrement la lecture du texte en nous permettant de saisir d'un coup d'œil, l'aire de répartition des différentes trouvailles.

Zürich

D. Viollier.

Das Stadtrecht von Zofingen. Bearbeitet und herausgegeben von Walther Merz. (Die Rechtsquellen des Kantons Aargau, erster Teil, Stadtrechte, fünfter Band.) Aarau, Sauerländer 1914.

Nachdem bereits die Mehrzahl der aargauischen Städte die Chance gehabt hat, in W. Merz und F. Welti ausgezeichnete Herausgeber für ihre Rechtsquellen zu finden, ist nun Zofingen an die Reihe gekommen. Die Bearbeitung bot hier besondere Schwierigkeiten, indem die ältern Urkunden mit dem Stadtarchiv 1396 dem Feuer zum Opfer fielen, so dass sie zum Teil rekonstruiert, z. T. von auswärts herangezogen werden mussten.

Die Anfänge Zofingens (vergl. darüber den Aufsatz von Merz in der Basler Zeitschr. für Geschichte und Altertumskunde XII) unterscheiden sich ziemlich stark von denjenigen der andern Städte des Aargaus. Das Städtchen ist eine Gründung der Grafen von Froburg aus dem 12. Jahrhundert und wurde erst im Laufe des 13. Jahrhunderts in ziemlich gewalttätiger Weise von den Habsburgern erworben. Die Stadtrechtsquellen aus der mittelalterlichen Periode sind relativ kurz gehalten, aber recht interessant. Eine besondere Rolle spielte die Stiftsprobstei, wie eine Anzahl von aufgenommenen Nummern kirchenrechtlichen Inhalts dartut. Auch nachdem Bern 1415 die Oberherrschaft an sich gezogen hatte, blieb die nicht unwichtige Stadt bei ihrem eigenen Recht und erhielt einzelne grössere Verschreibungen desselben, so die alte Stadtsatzung von 1595, die zweite Stadtsatzung von 1604, die erneuerte Gerichtssatzung von 1623. Es dürfte für junge Juristen eine schöne Aufgabe bilden, an Hand dieser und anderer Publikationen die einzelnen Teile des aargauischen Stadtrechtes systematisch darzustellen. Von kulturhistorischem Wert ist die revidierte Landtagsordnung von 1747, erläutert durch einen Kommentar und Planskizzen, welche ein sehr anschauliches Bild von dem im 18. Jahrhundert so beliebten Volksschauspiel einer solennen Hinrichtung geben.

Der Band ist mit den Abbildungen der städtischen Siegel geschmückt. Die Einleitung wurde relativ knapp gehalten; Merz als hervorragendster Kenner der Geschichte seiner Heimat konnte sich diese Selbstbeschränkung wohl leisten. Zu begrüßen ist es, dass Quellen von sekundärer Wichtigkeit bloss in Regesten angeführt worden sind. An sorgfältigster Edition und an illustrierenden Anmerkungen hat es der Bearbeiter nie fehlen lassen; sie, wie

auch das reichhaltige Register legen erneutes Zeugnis für seine gewaltige Arbeitskraft und seine warme Liebe zur heimischen Rechtsgeschichte ab.

Bern.

M. Gmür.

Die Urkunden des Stadtarchivs Zofingen, herausgegeben von Walther Merz. Mit dem Jahrzeitbuch des Stifts Zofingen, herausgegeben von Dr. Franz Zimmerlin. Aarau, Sauerländer 1915, 449 S.

Auf Veranlassung der Ortsbürgergemeinde Zofingen hat W. Merz im Jahre 1913 den ältern Archivbestand des dortigen Rathauses neu geordnet. Er blieb nun nicht dabei stehen, die oben angezeigten Rechtsquellen von Zofingen zu edieren, sondern fügte noch eine zweite stattliche Publikation hinzu, welche die weitem Urkunden bis ca. 1600 enthält. Zofingen kann sich dank dieser Parallelbearbeitung rühmen, eine so vollständige und abgeschlossene Beleuchtung seiner ältern Zustände erfahren zu haben, wie sie kaum eine zweite Stadt besitzt.

Im ersten Teil des Bandes werden die Urkunden aus fremden Archiven, bis ca. 1300 reichend, registriert angeführt. Im zweiten, längsten Teil sind die im Stadtarchiv Zofingen liegenden Urkunden ganz oder auszugsweise publiziert. Sodann lässt Dr. Zimmerlin das sehr umfangreiche Jahrzeitbuch des Stiftes folgen, welches namentlich in genealogischen Fragen grössere Ausbeute bieten wird. Der Band ist ferner mit einer grossen Zahl von Siegelabbildungen sehr hübsch ausgestattet, und seine praktische Brauchbarkeit wird dadurch erhöht, dass er nicht bloss ein Wort- und Sachregister, sondern auch ein separates Orts- und Personenregister aufweist. Dem Herausgeber und seinem Mitarbeiter gebührt hohe Anerkennung; gleichzeitig darf auch rühmend hervorgehoben werden, dass die Behörden und die Bürgerschaft von Zofingen offenbar das Ihrige beigetragen haben, um die Herausgabe des schönen Bandes zu ermöglichen.

Bern.

M. Gmür.

Hans G. Wirz. Zürich und Konstanz im Kampf zwischen Ludwig dem Bayer und dem Papsttum. — Zürich. Diss. und Schriften des Vereins für Gesch. des Bodensees. Heft 41. 1912. 8° 87 S.

Wirz behandelt die politische Geschichte der beiden eng befreundeten Städte Zürich und Konstanz im Rahmen des gewaltigen Kampfes zwischen Ludwig dem Bayer und dem Papsttum. Es ist dem Verfasser gelungen, trotz des meist spärlichen und lückenhaften Materials ein lebensvolles und anschauliches Bild von den Vorgängen der Jahre 1313—1349 zu entwerfen, ohne dabei den sichern, durch sorgfältiges Studium aller in Betracht fallenden Quellen bereiteten Boden zu verlassen. Es wird gezeigt, wie die beiden

Städte ursprünglich durchaus jener grossen, unter Österreichs Führerschaft stehenden Verbindung von Städten und kleinen Dynasten links und rechts vom Rheine angehörten, was Zürich in den Kampf des Herzogs Leopold gegen die Waldstätte und in die Niederlage bei Morgarten verwickelte. Einen neuen Konflikt brachte der Gegensatz zwischen König Ludwig und seinem Gegenkönig, dem Österreicher Friedrich. Die Verständigung zwischen den beiden Machthabern beseitigte auch für die Politik der beiden Städte ernsthafte Schwierigkeiten. Ungleich viel schwieriger wurde für sie die Lage, als der Kampf zwischen König Ludwig und dem Papsttum ausbrach, der mit unerhörter Erbitterung geführt wurde. Konstanz und Zürich gehörten zu den Städten, die sich von Anfang an mit aller Entschiedenheit auf die Seite des Königs stellten und dafür von der Kurie mit dem Interdikt bedacht wurden. Natürlich gab es in beiden Städten auch eine starke, von der Mehrzahl der Geistlichkeit gestützte päpstliche Partei, was den Ausbruch von schweren inneren Zwistigkeiten zur Folge hatte. Wie die Wellen des wild wogenden allgemeinen Kampfes auch die beiden Städte überfluteten und hier leidenschaftliche Parteikämpfe zeitigten, wird eingehend und liebevoll geschildert.

Im Verhältnis zum eigentlichen Thema der Arbeit, der Darstellung der Politik der beiden Städte, ist der Rahmen, d. h. die Schilderung der *allgemeinen* Verhältnisse, etwas reichlich ausgefallen. Die Darstellung des Ganges der Ereignisse innerhalb Konstanz und Zürich wird dadurch allzuhäufig unterbrochen. Es hätte sich wohl auch gelohnt, neben der *Darstellung* der Ereignisse, eine noch weitergehende *Motivierung* derselben zu versuchen. Wir haben für Zürich wenigstens gewisse Anhaltspunkte für die Zusammensetzung der Parteien innerhalb der Stadt. Es wäre wohl möglich, den Zusammenhang des grossen Gegensatzes Kaiser und Papst mit der andern wichtigen Bewegung jener Zeit, der Einführung der Zunftverfassung, aufzudecken und damit die Gesichtspunkte, wie sie Zeller-Werdmüller in seiner Arbeit über die Zürcher Verfassungsänderung vom Jahre 1336 (Zürcher Taschenbuch 1898) geltend gemacht hat, neu zu beleuchten und zu vertiefen. Seit dem Sturze der Geschlechterherrschaft in Konstanz durch die Zünfte geht die Politik der einst so eng verbundenen Städte langsam immer mehr auseinander. Konstanz wendet sich den süddeutschen Städten zu, während sich Zürich nach dem Tode des Kaisers Ludwig wieder enger an Österreich anschliesst. Dabei ist bemerkenswert, dass in Konstanz der Einfluss des zünftischen Elementes durchaus vorherrschte, während die Politik Zürichs in der starken Hand des aus adeliger Familie stammenden Bürgermeisters Brun lag, der sich wohl auf die Zünfte stützte, seiner ganzen Vergangenheit nach aber mehr auf die Traditionen des frühern, gestürzten Regiments und auf den Anschluss an Österreich hingewiesen wurde. Daher auch sein Versuch, sich 1342 mit den verbannten Räten wieder zu versöhnen. Gerade die genaue Kenntnis der Ereignisse vor 1350, wie sie nun Wirz vermittelt, zeigt auch, wie unvermittelt das Abschwenken der Zürcher zu den innern Orten im Jahre 1351 war.

Die Arbeit von Wirz bereichert so nicht nur unser Wissen über eine der interessantesten Epochen des ausgehenden Mittelalters, sie trägt auch als Vorgeschichte des Anschlusses von Zürich an die Eidgenossen viel zum Verständnis der zürcherischen Politik in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts bei.
Zürich. Hans Nabholz.

Basler Chroniken, herausgegeben von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft in Basel; siebenter Band. Bearbeitet von August Bernoulli. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1915. 528 S.

Der vorliegende siebente Band der Basler Chroniken war ursprünglich als Schluss der Sammlung gedacht und sollte als Hauptstück das Tagebuch Johann Gasts aus der Reformationszeit enthalten. Der Stoff wurde aber durch verschiedene Funde so sehr vermehrt, dass die Publikation des genannten Tagebuches auf einen späteren Band verschoben werden musste. Denn schon die übrigen Stücke reichten, obwohl sich unter ihnen kein einziges von grösserem Umfange befindet, aus, um einen stattlichen Band zu füllen; der Löwenanteil entfällt dabei auf Autoren, die Aufzeichnungen über die Geschichte der Bischöfe von Basel hinterlassen haben.

Obwohl es nicht an interessanten Notizen im einzelnen fehlt, kann keiner einzigen der publizierten Chroniken weder nach Inhalt noch nach Form grössere Bedeutung zugeschrieben werden; um so mehr verdient die aus den früheren Bänden der Sammlung bekannte musterhafte und unermüdliche Gewissenhaftigkeit des Herausgebers Anerkennung, den selbst der geistloseste und flüchtigste Kompilator nicht an seinen Editorenpflichten irre machen kann, und man wird mit lebhaftem Bedauern davon Kenntnis nehmen, dass er dem folgenden Bande seine Tätigkeit nicht mehr zu widmen gedenkt.

Der Band beginnt mit einer Familienchronik zweier Iselin aus dem Ende des 14. und dem Anfang des 15. Jahrhunderts; es folgen Notizen eines baslerischen Anonymus aus den Jahren 1451/52. Etwas anspruchsvoller als diese simplen Eintragungen sind die chronikalischen Notizen zur Geschichte des 15. Jahrhunderts, die den Werken des bischöflichen Hauskaplans Blauenstein entnommen sind. Blauensteins Chronik der Bischöfe hat ausserdem dadurch besondere Bedeutung, dass sie zur Zeit der Reformation von einem geistlichen Anhänger des alten Glaubens mit Zusätzen und einer Fortsetzung bis 1529 versehen worden ist; diese Schriftstücke waren zwar bisher nicht unbekannt, finden sich aber hier zum ersten Male an einem Orte publiziert. — Fast nur Lokalnotizen enthalten die Aufzeichnungen des Durlachers Betz, genannt Ursi, der der Stadt Basel als städtischer Rechtsanwalt und Professor des Kirchenrechts Dienste leistete (gestorben 1498/99).

Während Betz seiner Bildung nach noch dem Mittelalter angehört, lassen sich bei dem nächsten Autor, dem Kaplan am Münster Hieronymus Brillinger, Einflüsse des Humanismus wahrnehmen. Doch hat auch er kein

grösseres Werk hinterlassen, sondern nur einen Sammelband mit Aufzeichnungen und Kollektaneen von recht verschiedenartigem Werte. Das grösste Interesse wird man seinen Eintragungen zur Zeitgeschichte (1474—1525) zuerkennen. Es sei dabei bemerkt, dass die Zeilen p. 203, Z. 16 und p. 208, Z. 17 versehentlich nicht als Distichen gedruckt sind und dass der Bericht über die portugiesische Gesandtschaft an Papst Leo X. p. 217 ff. schon bisher bekannt war, allerdings nur in portugiesischer Übersetzung (bei D. De Goes, «Cronica del rei D. Emanuel» p. III, c. 57). — Einen recht interessanten Einblick in die Stimmung der altgläubigen Partei in Basel gewährt die anonyme Chronik über die Jahre 1521—1526. Zeigt sich hier der Verfasser als entschiedener Gegner des Luthertums, so scheint mir dagegen weniger sicher, dass man ihn auch als einen Gegner der fremden Soldaten bezeichnen darf, jedenfalls formuliert er seine Haltung in dieser Beziehung weniger deutlich als in der Glaubensfrage.

Es folgen darauf die dürftigen, deutsch redigierten Notizen des Konrad Schnitt zur Geschichte der Basler Bischöfe. Diese und andere Aufzeichnungen verwandte dann der Dekan zu St. Peter in Basel Nikolaus Briefer zu seiner 1546 verfassten Chronik der Basler Bischöfe, die zusammen mit späteren Zusätzen als folgende Nummer zum Abdruck kommt. Bernoulli hatte bereits früher mitteilen können, dass diese Chronik von Briefer für Stumpf angefertigt worden war; sie ist in der Zürcher Stadtbibliothek von dem Stumpf-Forscher Gustav Müller aufgefunden worden.

Zum Schluss werden noch Chronikalien aus Zunftbüchern publiziert, die nicht unwichtige Notizen zur Geschichte der eidgenössischen Feldzüge in Italien enthalten.

Als «Allgemeine Beilagen» hat der Herausgeber noch einige wertvolle eigene Arbeiten beigesteuert: ein Verzeichnis der Basler Bischöfe und ein Verzeichnis der Bürgermeister, Oberzunftmeister und Ammeister der ältesten Zeit und des 16. Jahrhunderts. Es folgen Berichtigungen und Nachträge zu sämtlichen Bänden der «Basler Chroniken».

Zürich.

E. Fueter.

Dr. Emil Dürr. Die auswärtige Politik der Eidgenossenschaft und die Schlacht bei Marignano. Basel 1915.

Die vorliegende Broschüre trägt den Charakter einer Gedenkschrift auf die Schlacht von Marignano, deren Erinnerung im Sept. 1915 überall in der Schweiz gefeiert wurde. Es kommt aber dem Verfasser nicht darauf an, «nachzuweisen, wo im einzelnen und wie im besonderen die gewaltige Schlacht in der lombardischen Ebene geschlagen worden ist», sondern der grossen Entwicklung nachzugehen, die zu der entscheidenden Schlacht geführt hat. Darum zerfällt die Schrift in zwei Hauptteile, wie dies schon der Titel andeutet: in eine knappe Skizze des Verlaufes unserer auswärtigen Politik

bis Marignano und in eine Schilderung der Schlacht und deren Folgen für die politische Haltung der Schweiz.

Im ersten Hauptteil arbeitet Dürer vor allem die Gegensätzlichkeit der eidgenössischen Politik heraus. Einerseits drängten die Urkantone, unter der Führung Uri, auf eine Ausdehnung nach Süden über den Gottshardpass hin, andererseits richtete Bern seine Wünsche auf das benachbarte savoyische und burgundische Gebiet und strebte mit Hilfe seiner alten Verbündeten Freiburg und Solothurn konsequent nach diesem Ziel. «Zürich war dazu verurteilt, zwischen zwei grossen auswärtigen Richtungen hin und her zu schwanken.» Die Form der eidgenössischen Bünde war zu lose, um die auseinanderstrebenden Kräfte zusammenzufassen zu einer einheitlichen auswärtigen Politik. Die Katastrophe von Marignano ist nach Dürer die logische Folge dieses Gegensatzes. Die divergente auswärtige Politik und die konfessionelle Spaltung, die kurz nach Marignano einsetzte, veranlassten die Eidgenossen, auf weitere Eroberungspläne zu verzichten und den Neutralitätsgedanken aufzunehmen.

Die Darstellung Dürers hat die Vorzüge und Nachteile eines allgemeinen Überblicks. Als Vorzüge bezeichnen wir die Klarheit der Ausführungen und die logische Entwicklung des Hauptgedankens. Dagegen liegt immer die Gefahr nahe, allzusehr zu vereinfachen und den einzelnen Tatsachen nicht immer gerecht zu werden. So ist unseres Erachtens die Expansion nach Osten hin, deren Mittelpunkt Zürich darstellt, zu wenig gewürdigt worden. Die Art, wie die Eidgenossen vor dem Schwabenkriege sich des Rheintals (bis z. Bodensee) versichern, wie Zürich die Vorgänge im Thurgau und in den äbtischen Landen verfolgt, und das Hervortreten dieser Politik in der Reformationszeit zeigt, dass hier eine dritte Ausdehnungsrichtung der Eidgenossenschaft vorhanden war und Zürichs Haltung nicht einfach als ein Schwanken zwischen der südlichen und westlichen Eroberungsabsicht bezeichnet werden darf. Ebenso darf die politische Demoralisation als Grund des Versagens der schweizerischen Grossmachtspolitik nicht so gering bewertet werden, wie Dürer dies tut. Zur geschichtlichen Handlung gehört auch der Faktor der Persönlichkeit, und so wertvoll es ist, wenn die früher weniger beachteten geographischen Faktoren nun hervorgehoben werden, so sehr müssten wir gegen deren Überschätzung protestieren. Die Entscheidung der Schlacht von Marignano ist durch die Neuaufstellung des französischen Heeres in der Nacht vom 13./14. Sept. 1515 herbeigeführt worden, nicht durch das Erscheinen der venezianischen Reiter, das nur den Moment des Rückzugs beschleunigte.

Wenn wir hier und bei einigen andern Einzelheiten Dürers Ausführungen widersprechen müssen, so stehen wir doch nicht an, die Schrift als wertvoll zu begrüssen und ihr eine weitere Verbreitung zu wünschen. Sie ist geeignet, den Sinn für politisch-geographische Betrachtung unserer Geschichte, der ausserhalb der eigentlichen Fachkreise noch viel zu wenig entwickelt ist, anzuregen und auf die grossen Zusammenhänge aufmerksam zu machen.

Im Hinblick auf die zahlreichen Detailarbeiten ist es dringend wünschbar, wenn die zusammenfassende Betrachtung, die Heraushebung der grossen Entwicklungslinien nicht vernachlässigt wird.

St. Gallen.

W. Ehrenzeller.

Charles Martin, Docteur en théol. Les Protestants Anglais réfugiés à Genève au temps de Calvin, 1555—1560. Leur Eglise. Leurs Ecrits. X—354 pages. Genève, 1915, in 8. (A. Jullien).

Les protestants anglais avaient fondé de grands espoirs sur le jeune Roi Edouard VI; aussi sa mort prématurée et l'accession au trône de Marie Tudor furent-elles une douloureuse épreuve, car la Reine favorisa la réaction catholique.

De 1553 à 1558, l'épouse de Philippe II d'Espagne et ses conseillers persécutent les protestants; un grand nombre pour garder leur foi et la liberté de conscience s'exilent. Des communautés anglaises se fondent à Cologne, Emden, Wesel, Francfort et Zurich. A la suite de difficultés dogmatiques à Francfort, une partie des Anglais émigre à Genève.

Ils arrivèrent à Genève le 13 octobre 1555, d'après le «Livre des Anglois» et, «le 24 du même mois, Calvin se présenta de nouveau devant le Conseil. Il lui rappela la demande qu'il avait faite précédemment en leur faveur, il dit qu'on lui avait promis pour eux St-Germain ou Notre Dame-La Nove, puis il ajouta: «Autrefois les dictz Anglois ont reçu les autres nations, et leur ont donné Eglise. Mais maintenant il a pleu à Dieu de les affliger par quoy requiert leur pourveoir». Les fugitifs se constituèrent en église le 1^{er} Novembre 1555.

Le même jour «lorsque l'église eût été ainsi érigée, alors Christoph Goodman et Anthony Gilby furent appointés pour prêcher la parole de Dieu et administrer les sacrements en l'absence de John Knox.» Le 11 Novembre le Conseil leur accorda, ainsi qu'aux Réfugiés italiens, l'usage de l'Eglise de Marie-La-Nove; . . . les services des Anglais seraient fixés aux lundis, mardis et mercredis et leur prédication mise à 9 heures. Sur leur demande, on leur donna pour sonner leurs cultes une cloche dite de la Temousaz et l'on munit l'Eglise d'une chaire et de bancs. Ils devaient présenter au Conseil, les ministres qu'ils s'étaient choisis pour être examinés et confirmés» (p. 39 et 40).

Nous remercions M. Martin de nous avoir raconté l'histoire de cette congrégation; c'est un intéressant chapitre et de l'histoire du Protestantisme et des relations entre la ville du Refuge et les proscrits. Une fois de plus nous voyons quelle attraction Genève exerçait auprès de tous les persécutés!

Après avoir raconté l'organisation de l'église, M. Martin nous donne d'abondants détails biographiques sur les principaux membres de l'église, cités d'après le «Livre des Anglois» (p. 44 . . .).

Ces réfugiés déployèrent une assez grande activité littéraire pendant leur séjour à Genève; parmi leurs ouvrages, analysés longuement, nous tenons à noter:

La constitution, imprimée par Jean Crespin, le 10 février 1556, avec la confession de foi, la liturgie, 51 Psaumes avec musique; plusieurs écrits de théologie où la pure doctrine calviniste est exposée ou traduite.

Sous la direction de Wittingham, ils construisirent un monument impérissable: la traduction de la Bible, à laquelle les plus érudits d'entre eux collaborèrent. Ils trouvèrent à Genève, auprès de Calvin, Théodore de Bèze et de la Compagnie des Pasteurs les matériaux nécessaires pour mener dignement à chef cette traduction.

La Bible de Genève sortit le 10 avril 1560 des mains de l'imprimeur Rouland Hall. C'est une œuvre remarquable qui réalise de grands progrès sur les versions antérieures. L'historien Eadie déclare que la «solide érudition et la connaissance approfondie de leur langue maternelle s'y manifestent par beaucoup d'expressions heureuses qui ont survécu par suite de leur admission dans des traductions postérieures. Bèze était leur oracle et il méritait cet honneur car c'était un maître helléniste. . . . Le style de cette version écrite avant la naissance de Shakespeare, est clair, nerveux, vigoureux» (p. 253).

Les réfugiés firent une sérieuse opposition au gouvernement de Marie Tudor, et pour la combattre composèrent des écrits politico-ecclésiastiques assez violents (p. 155—224).

Le *Premier coup de trompette contre le monstrueux gouvernement des femmes*, pamphlet de John Knox contre Marie Tudor, mais qu'Elisabeth, devenue Reine, ne pardonna pas à son auteur.

Comment les puissances supérieures doivent être obéies par leurs sujets et en quoi il peut être légitime de leur désobéir et de leur résister par la Parole de Dieu de Christophe Goodman.

Le 30 mai 1560, les derniers réfugiés quittèrent Genève pour rentrer dans leur patrie. La Reine Elisabeth régnait et avec elle, le protestantisme allait faire de nouveaux progrès. En prenant congé du Conseil, les Anglais reçurent une attestation qui montre quelles bonnes relations s'étaient établies entre eux et les gouvernants de Genève.

Dans le dernier chapitre l'auteur a suivi quelques-uns des réfugiés dans leur patrie et nous montre leur influence ultérieure. Une abondante bibliographie et la reproduction du «Livre des Anglois» ainsi qu'un index termine l'ouvrage.

L'histoire des Protestants anglais réfugiés à Genève est exposée très simplement et très clairement, avec force détails; elle fait revivre heureusement un des épisodes tragiques de l'histoire d'Angleterre; pour les lecteurs peu familiarisés avec l'histoire, l'auteur, qui parfois s'est un peu écarté de son sujet immédiat, aurait pu donner quelques renseignements historiques supplémentaires; nous aurions aussi voulu rencontrer davantage de détails sur la vie des Anglais à Genève et leurs relations avec l'Eglise, l'Etat, la Compagnie des Pasteurs et les familles genevoises.

Encore merci à M. Martin de nous avoir rappelé l'existence du protestantisme anglais et l'activité de la petite communauté genevoise.

Genève.

A. Olivet.

Rev. Prof. James J. Good, D.D. LL. D. History of the Swiss Reformed Church since the Reformation. Philadelphia 1913. Publication and Sunday School Board of the Reformed Church in the United States. XII und 504 S.

Die Geschichte der schweizerischen reformierten Kirche zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe, da es überhaupt keine einheitliche schweizerische reformierte Kirche gibt. Die Einteilung des Stoffes wird deshalb in der Weise vorzunehmen sein, dass in jeder einzelnen Periode die verschiedenen Kantonalkirchen besonders behandelt werden. So ist Blösch in seiner «Geschichte der Schweizerisch-Reformierten Kirchen» vorgegangen, so verfährt auch Good in seiner für englische Leser berechneten «History of the Swiss Reformed Church»; das «since the Reformation» ist durchaus überflüssig. Er teilt sein Werk in fünf Bücher: 1. The period of consolidation, 2. The period of scholastic calvinism, 3. The period of rationalism, 4. Pietism or the revival, 5. The religious events of the nineteenth century, und erzählt dann in den einzelnen Kapiteln die Ereignisse in den einzelnen reformierten Kantonen. Seine Darstellung ist hauptsächlich biographisch in Anlehnung an G. R. Zimmermann «Die Zürcher Kirche von der Reformation bis zum dritten Reformationsjubiläum» (Zürich 1877). Goods Werk ist im wesentlichen ein Exzerpt aus der vorhandenen Literatur, die er z. T. wörtlich ausschreibt. Ich habe z. B. auf dem mir naheliegenden Gebiet der Zürcher Kirche Goods Werk mit Zimmermann eingehend verglichen und konstatiert, dass Good nichts anderes tut, als dass er Zimmermann ausschreibt. Dabei laufen ihm allerlei grobe Fehler unter. So ist nach Good Hans Rudolf Lavater Landvogt in Kilchberg statt auf Kyburg (S. 13); der kindisch gewordene Gwälder, der 1585 als Antistes resigniert hat, soll nach Lavaters Tod noch einmal für das Antistesamt in Frage kommen (S. 14). Den Antistes Stumpf lässt er statt 1530 im Jahre 1550 geboren werden und überspringt infolgedessen seinen 31-jährigen Pfarrdienst in Kilchberg (S. 14). Auch sonst kommen in den Jahreszahlen vielfach Irrtümer vor. Die neunbändige *Historia ecclesiastica* Joh. Heinrich Hottingers von 1657 wird dessen Sohn J. J. Hottinger zugeschrieben, der sie nach dem von Good richtig angegebenen Geburtsdatum als 5-jähriger Knabe geschrieben haben müsste! (S. 143).

Dass die Vornamen anglisiert werden, kann man verstehen, es geht aber nicht an, auch die übrigen Namen willkürlich zu verändern. So steht statt Werdmüller konstant Werdmiller, Alexander Schweizer wird immer Schweitzer geschrieben. Auch der den einzelnen Persönlichkeiten zugemessene Raum ist durchaus willkürlich, Biedermann wird auf zwei Seiten abgehandelt, ebensoviel Raum erhält Meta Heusser, von der der Verfasser ein ins Englische übertragenes Gedicht bringt.

Dem Buche ist ein dürftiges Register beigegeben, dessen Seitenzahlen manche Unrichtigkeiten aufweisen. Sieben ziemlich willkürlich zusammengestellte Bildertafeln schmücken das Werk, das auf wissenschaftlichen Wert wie auf originelle Behandlung des Stoffes nicht den geringsten Anspruch erheben darf.

Elsau.

Willy Wuhrmann.

Bücher für den Geschichtsunterricht.

Suter L. Histoire Suisse. Edition française par le Dr. G. Castella. Avec un supplément: Résumé d'histoire Suisse pour les cours de perfectionnement et pour les examens de recrues. 300 gravures, 5 cartes et 1 planche en couleurs. 2^{me} éd. Einsiedeln, Benziger & Cie., S. A., 1915.

In der vorliegenden französischen Ausgabe des Lehrbuches, das 1912 von Dr. Ludwig Suter in Luzern erschien, begnügte sich der Bearbeiter Professor Dr. G. Castella nicht mit einer einfachen Übersetzung, sondern fügte selbst solche Kapitel bei, die für die französische Schweiz, speziell für Freiburg von vielem Interesse sind. Sie geben ihm den Charakter der Gegend, für die es bestimmt ist und die ihre Helden und Orte mit Recht zum Worte kommen lassen will; so die Kapitel:

Nr. 16: Peter von Savoyen, der zweite Karl der Grosse;

Nr. 34: Freiburgs Industrie im Mittelalter, Genf als Handelsstadt;

Nr. 45: Freiburgs Bruch mit Oesterreich, sein Übergang an Savoyen und Anschluss an die Eidgenossenschaft (der Titel eines Werkes von Professor Dr. A. Büchi);

Nr. 73: Die Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens im Kt. Freiburg und Wallis;

Nr. 114: Unsere Zeit (Zusammenfassung).

Eine andere wesentliche gute Erweiterung und Ergänzung sind die Anmerkungen mit den wichtigsten Literaturangaben zu den einzelnen Kapiteln. Dadurch werden jedem die Schlüssel zum Auffinden der Fachliteratur gegeben, wenn er sich für einen Gegenstand besonders interessiert. Es folgt eine Übersicht und Zusammenstellung der nennenswertesten Werke über die einzelnen Zweige der Geschichte. Es ist nicht immer leicht zu entscheiden, ob dieses oder jenes Werk zu der Auswahl der nennenswerten gehört oder nicht. Am Schlusse werden als letzte neue Beigabe neben dem Auszuge der Schweizergeschichte auch die Daten der Weltgeschichte gegenübergestellt. Das Résumé für die Fortbildungsschulen und die Rekrutenprüfungen als Supplement separat beizulegen, ist ohne Zweifel ein sehr praktischer Gedanke.

Das Lehrbuch wurde in und für die Innerschweiz geschrieben und füllt eine Lücke aus, die schon der verstorbene Rektor J. Hürbin in Luzern 1900 auszuführen gedachte. (Vgl. das Vorwort in dessen Handbuch der Schweizergeschichte. Bd. 1.) Professor G. Castella machte daraus ein sehr gut brauchbares Lehrbuch für die Schulen der französischen Schweiz, speziell für Freiburg und Wallis, und verstand es, daraus ein Handbuch zu machen, das auch dem Fachmann durch die Literaturangaben gute Dienste leisten kann.

Die Resultate der Forschungen sind gut verwertet. Im übrigen sind für die Auswahl und Einteilung des Stoffes, für die Art der Darstellung gegenüber andern Lehrbüchern keine wesentlichen Neuerungen zu verzeichnen. Ich verweise für die deutsche Ausgabe auf die Besprechungen in der Schweiz. Rundschau (1912/13 Heft 1, S. 73) von Professor Dr. A. Büchi und in der Zeitschrift für schweiz. Kirchengeschichte (7. Jahrg. 1913 Heft 1, S. 67—69).

Neu ist vor allem die sehr reiche Ausstattung mit Illustrationen (es sind 300). Sehr wünschenswert und von grossem pädagogischen Vorteil für das Lehrmittel wären Erklärungen unter den Bildern. Die Schüler sehen sich bekanntlich zuerst die Bilder an. Ist eine Erklärung in 2–3 Zeilen dabei, so lernen sie zugleich, was das Bild in der Geschichte bedeutet. Der Fachmann weiss z. B. was das Portrait eines Cardinal Schinners sagen will, der Schüler aber nicht.

Die Verfasser und Verleger scheuten keine Mühe, um den Leitfaden möglichst brauchbar zu machen. Die deutsche Ausgabe erschien schon in 7., die französische in 2. Auflage.

Bern.

Wilhelm J. Meyer.

Die deutsche und die italienische Schweiz betreffende neue Literatur.

Allgemeine schweizerische und kantonale Geschichte.

1. Bis zur Reformation.

Eine Untersuchung Wilhelm Oechslis hat die *Benennungen der alten Eidgenossenschaft und ihrer Glieder* zum Gegenstand. Der bis jetzt vorliegende erste Teil erhebt erstes Auftreten und Gebrauch der Benennungen der Glieder, der Ausdrücke «Waldstätte», «Städte», «Länder», «Ort», «Vorort» u. s. w.¹⁾

Einige Seiten Hans Zopfis unter dem Titel: *Die Idee der Landsgemeinde vor 1848*²⁾ bringen diesem entsprechend keine Darstellung der Entwicklung der Landsgemeinde, sondern nur mehr oder weniger allgemeine Bemerkungen und Reflexionen.

Rob. Durrer erweist aus einer von ihm zum ersten Mal gedruckten Stelle eines Briefes des Luzerner Chorherrn Xylotectus an Myconius von 1518, wie wenig fixiert auch damals noch die *Befreiungssage* war. Aus der Chronik des Kaspar Suter von 1549 druckt er die die Befreiungssage behandelnden Partien, die bisher nur im Auszug vorlagen, nunmehr unverkürzt ab, und kommentiert sie eingehend.³⁾

J. B. Kälin veröffentlicht eine bisher unbekannte Urkunde in Karlsruhe vom 24. Dezember 1336, in der die österreichischen Herzoge den Bischof Niklaus I. von Konstanz in betreff von Ansprüchen wegen geleisteter Dienste sicherstellen. Im Zusammenhang mit letztern wird ein sonst unbekannter Krieg gen Schwyz erwähnt.⁴⁾

Badrutts *Vorgeschichte der Entstehung des grauen Bundes*⁵⁾ — besser hiesse es wenigstens: Grundlagen der Entstehung — will von einer Darstellung der Entstehung, die die Rechtsentwicklung betonen soll, nur der erste Teil sein: dem aber eigene Existenzberechtigung abgesprochen werden muss. Er enthält lediglich eine Zusammenstellung von Allerlei aus der Geschichte Bündens vor dem grauen Bund, das mit letzterem meist nur vermittelt allgemeiner, keineswegs neuer, rechtsphilosophischer Reflexionen bisweilen ziemlich gewaltsam in Zusammenhang gebracht wird. Jedenfalls dürften diese allgemeinen Erwägungen und historischen Daten höchstens als einleitende, auf einige Sätze zusammengedrückte Bemerkungen vor einer Geschichte der Entstehung des grauen Bundes eine Stelle beanspruchen können.

¹⁾ Erster Teil. Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, 41. Bd., Zürich 1916, S. 51–230.

²⁾ Von H' Z', Bern. Sonderabdruck aus den «Glarner Nachrichten». Glarus 1915. 33 S.

³⁾ Neue Beiträge zur Aus- und Fortbildung der Befreiungssage. Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1916, S. 1–19.

⁴⁾ Vom Kriege der Herrschaft Österreich gen Schwyz von 1336. Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz. 24. Heft. Schwyz 1915. S. 140–144.

⁵⁾ Die Entstehung des Oberen Grauen Bundes. Ein Versuch der Darstellung einer Rechtsentwicklung von Dr. Peter Badrutt von Pagig. I. Teil. Vorgeschichte. Diss. jur. Bern. Chur 1916.

Luigi Brentani bringt zum Bellenzer-Zuge der Urner von 1439, der diesen das Livental wieder einbrachte, aus den Protokollen des Rats von Bellinzona Neues bei.¹⁾ Dadurch wird die von einigen angenommene Annahme, der feste Platz sei damals gefallen, positiv ausgeschlossen.

P. Fridolin Segmüller teilt (in Uebersetzung) Stellen aus Berichten päpstlicher Nuntien und Venetianischen Relationen aus dem XVI. Jahrhundert mit, die Urteile über die Schweiz und die Schweizer enthalten.²⁾

2. XVI.—XVIII. Jahrhundert.

In einer Untersuchung Albert Büchis über *Schinners Verhältnis zur Reformbewegung*³⁾ kommen besonders die Beziehungen des Kardinals zu Zwingli und seine Tätigkeit am Reichstag von Worms zur Darstellung. Der Schinner gemachte Vorwurf des Gesinnungswechsels wird abgelehnt: er war Anhänger der Reformideen im humanistischen Sinne des Erasmus und brach daher mit Luther und Zwingli, als er ihre revolutionäre Tendenz erkannte.

Die seit Eglis Darstellung der *Kappeler Schlacht* (1873) durch Gagliardi erschlossenen neuen primären Quellen liessen einen neuen Rekonstruktionsversuch des Verlaufes des wichtigen Ereignisses angebracht erscheinen. Wir haben ihn von Paul Schweizer erhalten, der die Schwierigkeiten, die von jeher so manches im Vorgehen auf zürcherischer Seite bot, umsichtiger Kritik unterzieht. Seiner Schilderung der eigentlichen Schlacht legt er einen bis jetzt nicht genügend ausgenutzten Güterplan von Kappel von 1738 zugrunde.⁴⁾

Über den ersten Villmergerkrieg veröffentlicht Eduard Wymann Aufzeichnungen der Chronik Jakob Billelers, der den Krieg als Feldprediger mitmachte; aus der selben Quelle solche über die sektiererischen Unruhen in Arth in den Jahren vor und nach dem Kriege.⁵⁾

3. 1789—1815.

Max Oederlin bietet eine gute Darstellung der auf Hineinziehung der Schweiz in den ersten Koalitionskrieg gerichteten Tätigkeit des *britischen Gesandten Fitz-Gerald*.⁶⁾

Ein bernischer Bericht über die Volkserhebung im Kanton Freiburg im April 1799 ist ein Brief des Statthalters Balmer von Laupen an den Statthalter Probst von Ins vom 15. April, den E. Bähler veröffentlicht.⁷⁾

Aus einem Briefwechsel, der 1811—1815 zwischen Eduard Ochs in Basel, dem jüngsten Sohn des Obristzunftmeisters Peter Ochs (1792—1871) und Johann Jakob Wüst

¹⁾ La calata urana sopra Bellinzona del 1439 sulle base dei documenti bellinzonesi, Avv. L' B'. Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1916, S. 105—111.

²⁾ Die Schweiz und die Schweizer des 16. Jahrhunderts im Spiegel damaliger Gesandtschaftsberichte. Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang (1916), S. 142—146.

³⁾ Kardinal Schinner und die Reformbewegung. Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang (1916), S. 1—24.

⁴⁾ Die Schlacht bei Kappel am 11. Oktober 1531. Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, 41. Bd., Zürich 1916, S. 1—50.

⁵⁾ Jakob Billelers Aufzeichnungen über den ersten Villmergerkrieg. Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang (1916), S. 146—152.

⁶⁾ Lord Robert Fitz-Gerald, Britischer Gesandter in Bern 1792—1794. Diss. phil. I. Zürich. Zürich 1916. 118 S.

⁷⁾ Mitgeteilt von Prof. Dr. E. Bähler, Pfarrer, Gampelen. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, XII. Jahrgang, 1916, S. 34—36.

in Frauenfeld (1792–1885) geführt wurde, wählt Rudolf Thommen solche Stellen aus, die auf die grossen historischen Ereignisse der Zeit Bezug nehmen.¹⁾

Im vierten Heft der «Bilder aus der Schweizergeschichte» schildert E. Schaub gemeinverständlich den Verlauf der für die Schweiz so wichtigen Ereignisse von 1813 bis 1815.²⁾

P. Martin Gander, O. S. B., liefert eine auf das Material des Kantonsarchivs von Schwyz gestützte Darstellung des Anteils, den Schwyz an den Bestrebungen zur Herstellung der alten Zustände nach dem Sturz der Mediation hatte.³⁾

Von Paul Diebolder liegt eine dokumentierte Erzählung hauptsächlich der kriegerischen Ereignisse der Schweizergeschichte von 1813–1815 vor.⁴⁾

J. P. Frank macht die Beziehungen Freiburgs zu den Verbündeten 1813–1814 zum Gegenstand einer aktenmässigen Darstellung.⁵⁾

4. Seit 1815.

Zu Wettsteins vorzüglichem Werk über die zürcherische Regenerationszeit haben wir nun eine Fortsetzung in Walter Zimmermanns Darstellung der folgenden Periode des konservativen Rückschlags. Auf ausgesprochenem liberalem Standpunkt stehend, vermittelt seine Arbeit uns doch ein klares Bild des Geschichtsverlaufes dieser Epoche.⁶⁾

Im Anschluss hieran seien noch nachträglich namhaft gemacht die von Wilhelm Oechsli herausgegebenen *Briefwechsel Johann Kaspar Bluntschlis [mit Savigny (1828 bis 1848), Niebuhr (1830), Leopold Ranke (1832–1833), Jakob Grimm (1838–1841) und Ferdinand Meyer (1829–1831)]*.⁷⁾

Ein in der Zeit kurz vor dem Sonderbundskrieg aus Freiburg datierter Brief eines Jesuitenzöglings erhält Interesse durch einen die politische Situation beleuchtenden Passus.⁸⁾

Der Anteil Graubündens am Sonderbundskrieg erfährt eine ausführliche quellenmässige Darstellung von Dr. M. Valer.⁹⁾

Um einen Standpunkt leidenschaftlicher Parteinahme den heutigen Ereignissen gegenüber zu rechtfertigen, tut Dr. E. Ferraris aus der Geschichte und besonders aus der Presse von 1848 dar, wie die damalige Schweiz, und zwar auch die deutsche und

¹⁾ Aus den Briefen eines Baslers vor hundert Jahren. Mitgeteilt von R' Th'. Basler Jahrbuch 1916, S. 249–279.

²⁾ Die Neugestaltung der Schweiz um 1815. Von Dr. Emil Schaub. Mit 4 Illustrationen. Zürich 1916. (Bilder aus der Schweizergeschichte Nr. 4.) 88 S.

³⁾ Schwyz und der Morgartenbund 1814–1815. Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz. 24. Heft. Schwyz 1915. S. 71–139.

⁴⁾ Schicksale der Schweiz im Befreiungskriege 1813–1815. Schweizerische Rundschau, 16. Jahrgang, 1915/1916, S. 159–177 und 240–257.

⁵⁾ Freiburg und die Verbündeten 1813–1814. Dargestellt nach den Sitzungsberichten des Freiburger Kleinen Rates von J. P. Frank, stud. phil. Redigiert von Prof. Dr. A. Winkler. Freiburger Geschichtsblätter, XXII. Jahrgang. S. 121–133.

⁶⁾ Geschichte des Kantons Zürich vom 6. September 1839 bis 3. April 1845. Diss. phil. I Zürich . . . von W' Z' aus Basel, Zürich 1916, und als Heft 3 von Bd. VIII der «Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft».

⁷⁾ Frauenfeld 1915.

⁸⁾ Ein Studentenbrief von 1847, von Dr. Ed. Wymann. Freiburger Geschichtsblätter, XXII. Jahrgang. S. 134–138.

⁹⁾ XLV. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden. Jahrgang 1915. Chur 1916. S. 149–290.

die offizielle, bei aller Einhaltung strikter Neutralität sich doch das Recht rückhaltloser moralischer Parteinahme gewahrt habe.¹⁾

F. Manatschal schliesst seine Mitteilungen aus dem öffentlichen Leben Graubündens (vgl. diese Zeitschr. 1915, S. 209) mit einer Schilderung der Tätigkeit des Kantons auf dem Gebiet des Strassen- und Eisenbahnwesens.²⁾

Ein Aufsatz R. Meyers: *Die Politik Englands und die Europäischen Kleinstaaten*³⁾, zählt, von der Revolution an, die Fälle auf, da England der Schweiz von Nutzen war, weil seine Interessen mit denen der Schweiz zusammenliefen.

Eine Durchsicht der Hauptorgane der Schweiz von 1870–1871 nach ihrer Stellungnahme zum deutsch-französischen Kriege ergibt F. Lifschitz das Resultat, dass der grösste Teil der deutsch-schweizerischen Presse damals franzosenfreundlich, die französisch-schweizerische deutschfreundlich war, dass aber alle einen völlig schweizerisch-nationalen Standpunkt einnahmen.⁴⁾

Joh. Adolf Herzog veröffentlicht einen Briefwechsel, den 1876–1884 vier Freunde — die beiden Ärzte Dr. Stösser und Dr. Welti, der Gymnasiallehrer Volkmar Meyer und der katholische Geistliche Beda Reinert — zu dem Zweck untereinander führten, durch gegenseitige Mitteilung ihrer Beobachtungen und Reflexionen über das schweizerische öffentliche Leben ihr eigenes politisches Urteil zu klären.⁵⁾

Ortsgeschichte.

Gustav Stricklers *Geschichte der Gemeinde Dürnten*⁶⁾ wird kaum auf besondere Gedingenheit Anspruch machen können. Es scheint der Arbeit keine gründliche, klare, zusammenhängende Kenntnis der in Betracht kommen den Verhältnisse zugrunde zu liegen, was besonders in dem Abschnitt über die Vorgeschichte zutage tritt (vgl. z. B. gleich am Anfang die unklaren Ausführungen über die Urbewohner, die auf der wissenschaftlich überwundenen «Keltenlegende» zu beruhen scheinen, neben die dann S. 4–5 ganz inkohärent solche über die ursprüngliche «alpine Rasse» treten). In dem Abschnitt über das Mittelalter finden wir beispielsweise S. 18, dass die Regensberger seit 1229 «in tatsächlichem Besitz» der ganzen Herrschaft Grüningen gewesen seien (sie erwarben 1253 zu ihrer Vogtei hinzu pfandweise auch st. gallischen Grundbesitz in Mönchaltorf und Dürnten [Zürch. Urkundenb. II Nr. 874], welche wichtige Urkunde Strickler gänzlich ignoriert).

Dr. L. Joos' Arbeit über die *Herrschaft Valendas*⁷⁾ stellt dem historischen Abschnitt einen mehr heimatkundlichen voraus. Der eigentlich geschichtliche Teil fragt in betreff sämtlicher mittelalterlicher Verhältnisse, wie es damit in Valendas bestellt war und behandelt in vier Abschnitten die Herrschaft, die Freien und ihr Gericht, Politisches und Kirchliches und die Herren von Valendas. Die Darstellung holt in Mitteilung der allgemeinen Voraussetzungen überall weit aus. Sie fusst auf einem grossen, z. T. ungedruckten urkundlichen Material.

¹⁾ A' tempi de' tempi (Gli Svizzeri nel 1848). Lugano 1916. 127 S.

²⁾ Einiges aus Bündens öffentlichem Leben der letzten 50 bis 60 Jahre. Von a. Reg.-Rat F. Manatschal, Chur. Bündnerisches Monatsblatt 1916, S. 159–169 und 196–207

³⁾ Wissen und Leben, IX. Jahrg. (1915/16), S. 20–28.

⁴⁾ Die Stellung der Schweizerischen Presse zum deutsch-französischen Krieg im Jahre 1870–71. Wissen und Leben, IX. Jahrg. (1915/16.) S. 322–335.

⁵⁾ Politische Briefe. Aarau 1916. VIII + 133 S.

⁶⁾ Zürich 1916. VII + 257 S.

⁷⁾ XLV. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, Jahrgang 1915, S. I–IV und 5–148.

G. Däster gibt einen Abriss der Geschichte von Balzenwil (Bezirk Zofingen, Kt. Aargau), in den das urkundliche und sonstige Quellenmaterial regesten- und auszugsweise eingefügt ist, und behandelt sein von Balzenwil stammendes Geschlecht, die Däster.¹⁾

Allerlei aus der Vergangenheit der Kirche von Zofingen und des Chorherrenstifts, aus allen Zeiten, besonders Bau- und Kunstgeschichtliches, stellt Karl Schweizer zusammen.²⁾

Die «Rheinthaler»-Druckerei in Altstätten (Kt. St. Gallen) gibt eine *Chronik von Altstätten und Umgebung* heraus, die von dem das Städtchen betreffenden Quellenmaterial Regesten, Auszüge oder auch bloss Beispiele in chronologischer Ordnung aneinanderreicht. Wir notieren das zuletzt erschienene Heft, das Vermächtnisse aus dem XVII. Jahrhundert und dann die Akten von 1700–1712 enthält.³⁾

Einige Aufsätze G. Kuhns *zur Geschichte der Gemeinde Maur*⁴⁾ (neue Teile einer Geschichte von Maur, vgl. diese Zeitschrift 1915, S. 123) betreffen die hervorragend religiöse Persönlichkeit Hans Konrad Wasers, Vikars und Pfarrers in Maur 1817–1852, sowie Glocken und Uhr, Bestuhlung, und alte und neue Glasgemälde der Kirche von Maur.

A. Blum schöpft, was er von Leben und Treiben im alten Arth berichtet, soweit es sich um die Zeit vor einigen Jahrzehnten handelt, zu einem grossen Teil aus mündlicher Erinnerung, und dürfte dadurch manche kulturgeschichtlich bemerkenswerte Notiz besonders auch über den ehemaligen Rigi-Fremdenverkehr erhalten haben.⁵⁾

A. Branca erzählt die Geschichte der beiden Inseln von Brissago und führt die Überschwemmungen des Langensees auf.⁶⁾

Genealogie und Familiengeschichte; Heraldik; Sphragistik.

Die neu erschienenen Teile des *Genealogischen Handbuchs zur Schweizergeschichte* fahren fort, die Herren von Büttikon zu behandeln.⁷⁾

Gegen Frühere, die in der von den Acta Murensia «Agnesa filia Götfridi de Stouffen» genannten Gemahlin Graf Rudolfs II. oder des Alten von Habsburg eine Angehörige eines urkundlich nicht nachweisbaren Freiherrengeschlechts sahen, sieht August Burckhardt in ihr eine solche der Herren von Staufen im Breisgau und bringt mit dieser Verwandtschaft die St. Trudberter Urkundenfälschungen in Zusammenhang, die die von diesen Herren besessene Trudberter Kastvogtei betreffen und so von Habsburgern veranlasst sein könnten. Im Zusammenhang damit handelt er von den

¹⁾ Die Däster von Balzenwil. Ein Beitrag zur dortigen Ortsgeschichte von G. Däster, Aarau. Zofingen [1916]. 40 S.

²⁾ Aus älteren und neueren Quellen zusammengestellt und ergänzt von K' Sch', Pfarrer. Zofingen [1916]. 24 S.

³⁾ 21. Heft. Hrsg. von der «Rheinthaler»-Druckerei (A. Vetter). Altstätten. S. 317 bis 332.

⁴⁾ Von G. Kuhn, Pfarrer. 1916, Uster und Egg. 89 S.

⁵⁾ Alter Klang aus alten Gassen. Ungezwungene Schilderungen aus der Vergangenheit der Gemeinde Arth. Dem Volke von Arth gewidmet von A. Blum. Arth 1915. 79 S.

⁶⁾ Le Isole di Brissago (Cenni storici). Appendice: Le piene del Lago Maggiore. Bellinzona 1915. 31 S.

⁷⁾ Bd. III, S. 369–400, mit [Stamm]-Tafel XXXIV: Herren von Büttikon II. (Beilage zu: Archives Héraldiques suisses 1916, No. 1.)

Beziehungen Rudolfs von Habsburg zu den Basler Parteikämpfen der Psitticher und Sterner.¹⁾

Die Verwandtschaft zwischen dem St. Galler Abt Berchtold von Falkenstein und den Freien von Bussnang, die nur im allgemeinen bekannt war, sucht P. Bütler näher zu bestimmen.²⁾

Marie von Gugelberg erzählt von den Schicksalen des Herrschaftssitzes Salenegg in Maienfeld unter ihrer Familie als Besitzerin.³⁾

W. R. Staehelin druckt Aufzeichnungen des Freiherrn Johann Nepomuk Reich von Reichenstein (1763–1841) ab, die von familiengeschichtlicher wie auch für den Verfall einer Familie der Basler Gegend von typischer Bedeutung sind. Beigegeben ist ein Stammbaum über das bedeutende Basler Geschlecht.⁴⁾

In einer polemischen, im Namen ein früheres Pamphlet wieder aufnehmenden Schrift gegen die Adelstitelsucht gewisser Freiburger Kreise finden sich Ausführungen, welche die Begriffe des Freiburger Patriziats und Adels klarstellen. Dazu kommen die Listen der noch blühenden «heimlichen» Geschlechter des Bestandes von 1798, der adligen und der noch heute vertretenen Familien, von denen Angehörige bei Murten kämpften.⁵⁾

Der ausserordentlich breit angelegte zweite Band der *Geschichte der Zürcherischen Ammann* ist dieses Jahr fertig gedruckt worden (das Titelblatt trägt die Jahreszahl 1913). Er enthält noch als Nachträge und Ergänzungen vielerlei kleinere Stücke über Einzelheiten zur Familiengeschichte; ferner die Register (Materien-, Ortsnamen- und Personenregister).⁶⁾

Nicolaus von Salis teilt 19 Aktenstücke von 1786 mit, die sich auf den Eheprozess zwischen Graf Nicolaus Christ von Sanz und dem Landeshauptmann Peter von Planta von Zernez beziehen (dieser wollte die Ehe seiner Tochter mit jenem nicht zugeben), und die P. C. von Plantas Roman «Der rätische Aristokrat» (1849) zur Grundlage dienen.⁷⁾

W. R. Staehelin bespricht und gibt teilweise im Abdruck 76 Urkunden, die Baslern den Adel oder Wappen verleihen. Sie reichen von 1417–1816. Überall sind, soweit möglich, Angaben über die Persönlichkeiten der Empfänger beigebracht. Eine Reproduktion des Wappens ist jeweilen beigelegt.⁸⁾

¹⁾ Herkunft der Ehefrau Graf Rudolfs des Alten von Habsburg und Beziehungen der Habsburger zu den Eptingern sowie den Schalern und Münch. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. XV (1916), S. 371–399.

²⁾ Bussnang — Wartenberg — Falkenstein. Anzeiger für schweizerische Geschichte 1916, Nr. 2, S. 111–112.

³⁾ Von M' v. G', Maienfeld. Bündnerisches Monatsblatt 1916, S. 113–123 und 169–172.

⁴⁾ Zur Genealogie der Reich v. Reichenstein. Basler Jahrbuch 1916, S. 286–293.

⁵⁾ Le nouveau tocsin fribourgeois suivi de la liste authentique des familles de la bourgeoisie privilégiée et de la liste des Fribourgeois qui ont combattu à Morat en 1476. Dédié aux amis de l'Histoire. Fribourg en Nuithonie, Décembre MCMXV. 43 S.

⁶⁾ Geschichte der Familie Ammann von Zürich. Im Auftrag des Herrn Aug. F. Ammann gedruckt von Fritz Amberger. Zürich 1913. X + 287 S. (nicht im Buchhandel).

⁷⁾ Der Christ-Planta'sche Eheprozess. Einige Akten zum Roman «Der rätische Aristokrat». Von Pater N' von S', O. S. B., Beuron. Bündnerisches Monatsblatt 1916. S. 145–159 und 208–216.

⁸⁾ Basler Adels- und Wappenbriefe, anlässlich einer Ausstellung derselben in der Universitätsbibliothek Basel zusammengestellt von W. R. St'. Basel 1916. VIII + 128 S.

Derselbe behandelt Wappen von geistlichen und weltlichen Teilnehmern am Basler Konzil, die sich in Basel finden oder fanden, meist auf von jenen in die Kartause gestifteten Glasscheiben, oder auf den Totenschildern von während des Konzils in Basel Verstorbenen. ¹⁾

Für eine gewisse freie Art der Behandlung von *Schildfuss* und *Schildhälfte* in der spätgotischen Heraldik führt Stüchelberg zwei Basler Beispiele an. ²⁾

Derselbe macht auf *Schweizerische Wappen im Vatikan*, und zwar der Luzerner Pfyffer, auf zwei Barockschreinen aufmerksam. ³⁾

Alfred Lina-Riva bringt teils neue Tessiner Familienwappen, teils Ergänzungen und Berichtigungen zu von ihm früher behandelten. ⁴⁾

A. Truttmann behandelt *Siegel und Wappen der Landschaft und der Landleute von Küsnach* ⁵⁾, Anton Mooser zwei Siegel der Gemeinde *Jenins* von 1552 und 1671 ⁶⁾; C. Byland gibt eine Abbildung der *Wappenscheibe von Habkern* und sonstige Notizen. ⁷⁾

Stüchelberg bringt mit den im Inventar des Basler Bischofshofes von 1478 aufgeführten «grossen Ringen» Bischof Johann V. den mehrfach vertretenen Siegelabdruck eines Pontifikalringes desselben, sowie einen erhaltenen solchen Ring selbst, in Zusammenhang. ⁸⁾

Numismatik.

Stüchelberg berührt kurz einen *römischen Münzfund von 1516 bei Landskron*. ⁹⁾

Dr. Gustav Grunau gibt eine Übersicht der Veranlassungen, die zur Prägung von *Buchdruckermedaillen* geführt haben (Jubiläen, ausgezeichnete Leistungen berühmter Drucker, deren eine Anzahl angeführt werden, u. s. w.) ¹⁰⁾

F. Blatter erzählt die Geschichte des Verschwindens einer Münze aus dem Medaillenkabinet der Bibliothek Bern, nämlich des für letztere ausgegebenen Exemplars der auf die Unterdrückung des Davel'schen Aufstandes geschlagenen Denkmünze, unter Veröffentlichung einiger bezüglicher Akten. ¹¹⁾

Der zweite Teil von J. Schüepps *Beiträgen zur Schweizer Münzgeschichte* ¹²⁾ behandelt die groben Sorten: die Gold- und Silbermünzen der Kantone, die louis d'or und ihre Entwicklung, die Goldkronen, das livre de France und die napoléons d'or.

Arnold Robert berichtigt eigenen und fremden früheren Irrtum in Betreff einer *Basler Denkmünze auf die eidgenössische Grenzbesetzung in Basel von 1792*. ¹⁴⁾

¹⁾ Wappen aus den Basler Konzilstagen. 1431–1449. Archives Héraldiques Suisses 1916. (30. Jahrgang.) S. 1–12 (Schluss folgt).

²⁾ E. A. S. Archives Héraldiques Suisses 1916, S. 42.

³⁾ Ibid. 1916, S. 39.

⁴⁾ Contribution à l'armorial du Tessin, par A' L'èR', Bellinzone. Deuxième partie. Archives Héraldiques Suisses 1916, S. 24–29 [à suivre].

⁵⁾ Archives Héraldiques Suisses 1916, S. 21–24 [Fortsetzung folgt].

⁶⁾ Ibid. S. 34–35.

⁷⁾ Ibid. S. 36–37.

⁸⁾ Die acht alten Fingerringe des Bischofs Johann V. von Basel. E. A. S. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. XVIII. Bd., 1916, S. 165.

⁹⁾ E. A. S. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. XVIII. Bd. 1916. S. 165.

¹⁰⁾ Revue Suisse de Numismatique. T. XX, 2^{me} livraison, p. 229–243.

¹¹⁾ Ein Nachtrag zur Geschichte der sogenannten «Davel-Medaille» von 1723. Revue Suisse de Numismatique. T. XX, 2^{me} livraison, p. 260–263.

¹²⁾ Neue Beiträge zur Schweiz. Münz- und Währungsgeschichte 1700–1900. II. Teil. Die groben Sorten. Beilage zum Programm der thurgauischen Kantonsschule 1915–16. 118 Seiten.

¹⁴⁾ La médaille commémorative bâloise de l'aide des Confédérés, 1792. Revue Suisse de Numismatique, Tome XX (1916), 2^{me} livraison, p. 223–228.

Dass bisher eine *schweizerische militärische Verdienstmedaille von 1800* der Helvetischen Regierung zugeschrieben wurde, stellte, infolge von verschiedenen dabei sich ergebenden historischen Unmöglichkeiten, vor Schwierigkeiten, die nun gelöst sind durch den Nachweis, dass diese Medaille nicht für helvetische Truppen, sondern für das Emigrantenkorps von Roverea auf Veranlassung des englischen Gesandten Wickham in Wien, aber nach dem Muster der alten bernischen Tapferkeitsmedaille geschlagen wurde.¹⁾

Biographie.

Konrad Kunz hat gesammelt, was über die Lebensumstände *Hans Schönbrunners* beizubringen war,²⁾ dem jener schöne Ausspruch an Zwinglis Leiche in den Mund gelegt wird: Wie du auch Glauben halb gewesen, so weiss ich, dass du ein redlicher Eidgenosse gewesen bist.

Über Markus Lutz, der 1798–1835 Pfarrer in Läuelfingen war, werden aus mündlicher Tradition einige Anekdoten veröffentlicht, die das mit seinem Amt wenig in Einklang stehende Wesen dieses Seelsorgers beleuchten.³⁾

Julie Imhoff-Hübscher gibt Erinnerungen und Tagebuchaufzeichnungen einer Frau Heitz geb. Eltester heraus, die, eine geborene Berlinerin, einen Basler Kaufmann heiratete und ihre späteren Jahre in Basel verlebte.⁴⁾

Über *Dr. Emil Frei*, den Angehörigen einer alten Basler Familie, der jedoch seine Persönlichkeit in den Dienst des neu konstituierten Staatswesens Basel-Land stellte, und der seit 1848 National- und Ständerat war, liegen in zweiter Ausgabe einige biographische Seiten von Oberst Emil Frey vor.⁵⁾

Eine biographische Skizze über *Alfred Escher* hat R. Feller veröffentlicht.⁶⁾

Gottfried Heer hat seiner vor fünf Jahren begonnenen populären «bundesrätlichen Bildergalerie» zwei neue Porträts zugefügt. Für das Lebensbild *Emil Weltis*, ist zu den früheren Darstellungen hie und da die Glarner Presse herangezogen. Der Schilderung des reichen Lebens Weltis folgt die kurze Biographie *Victor Ruffys*.⁷⁾

Ebenfalls Gottfried Heer führt uns in kurzen biographischen Skizzen die achtzehn *aargauischen Ständeräte* von 1848 bis 1908 vor.⁸⁾

¹⁾ Eine bisher unrichtig bestimmt gewesene Schweizerische Militär-Verdienstmedaille. R. — N. B. Revue Suisse de Numismatique T. XX (1916), 2^{me} livraison, p. 205–222.

²⁾ Magister Hans Schönbrunner, Pfarrer und Dekan in Zug († 1531). Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang (1916), S. 135–142.

³⁾ Anekdoten von Pfarrer Markus Lutz. Mitgeteilt von C. M. Basler Jahrbuch 1916, S. 280–285.

⁴⁾ Aus dem Leben von Frau Auguste Marie Otilie Heitz geb. Eltester 1778–1865. Basel 1916. 45 S.

⁵⁾ Dr. Emil Frei. Geboren 9. Oktober 1803, gestorben 17. Februar 1899 [Arlesheim 1916.] 10 S.

⁶⁾ Von Dr. R. Feller, Bern. (Staatsbürgerlicher Unterrichtskurs der freisinnig-demokratischen Partei der Stadt Bern.). Bern 1916. 16 S.

⁷⁾ Der schweiz. Bundesrat von 1848–1908. Ein Beitrag zur neuesten Schweizergeschichte von G' H'. Achtes Heft: Emil Welti. Victor Ruffy. Separatabdruck aus den «Glarner Nachrichten». Glarus 1916. 64 S.

⁸⁾ Der schweizerische Ständerat von 1848–1908. Ein Beitrag zur neuen Schweizergeschichte von G' H', Mitglied der schweizer. geschichtsforschenden Gesellschaft und Ehrenmitglied des histor. Vereins St. Gallen. Viertes Heft: Die Abgeordneten des Kantons Aargau. Aarau 1916. Separatabdruck aus dem «Aargauer Tagblatt». 68 S.

Schweizer im Ausland.

Wilhelm Diehl hat begonnen, aus Handschriften des Karlsruher General-landesarchivs ungedruckte Nachrichten zu veröffentlichen über *Schweizer in kurpfälzischem Kirchendienst in der Zeit von 1649 bis 1671.*¹⁾

P. Fridolin Segmüller, O. S. B., macht hauptsächlich aus dem vatikanischen Archiv Mitteilungen über Alexander Laghi (von Lugano, 1550–1613), den Reformator der Zisterzienserabtei Wilhering (Oberösterreich) und der Benediktinerabtei Kremsmünster.²⁾

Anlässlich der Jahrhundertfeier der amerikanischen Küsten- und Landvermessungsanstalt (6. April 1916) gedenkt der schweizerische Gesandte in Washington, Dr. Paul Ritter, kurz mehrerer namhafter schweizerischer Gelehrter, die für die Vereinigten Staaten von Bedeutung geworden sind, darunter des Gründers jener Anstalt F. R. Hassler von Aarau (1770–1843).³⁾

Kriegsgeschichte, Söldner.

Von der durch unsere Armeeführung veranlassten, von einer Anzahl der ersten Schweizer Historiker bearbeiteten *Schweizer Kriegsgeschichte* liegen schon mehrere Hefte vor, in denen Gerold Meyer von Knonau die ältesten Zeiten bis zum Jahre 1218 behandelt, Robert Durrer die ersten Freiheitskämpfe der Urschweiz (Heft 1, vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift lauf. Jahrg. S. 113), Johannes Häne die Kriegsbereitschaft der alten Eidgenossen, Karl Meyer Ennetbirgische Politik und Feldzüge der Innerschweizer bis zum Siege von Giornico (Heft 3), Richard Feller Bündnisse und Söldnerdienst 1515–1798, Friedrich Pieth die Schweiz im Dreissigjährigen Kriege (Heft 6). Jedem Hefte sind Karten, jedem Abschnitt Quellen- und Literaturnachweise beigegeben.⁴⁾

O. Erismann behandelt den schweizerischen Solddienst in Sardinien von der Kapitulation von 1577 an bis zu dem Nachspiel, das er hatte in der Teilnahme der Berner Milizen unter Hans Ott an den Kämpfen von 1848⁵⁾; und ebenso die holländischen Dienste vom XVII. Jahrhundert bis zu ihrem Aufhören 1829, auch hier nicht ohne auf einzelne Schweizer einzugehen, die sich nachher noch bei der Belagerung Antwerpens im belgischen Aufstand hervortaten.⁶⁾

Von einem Fachmann auf dem Gebiet des militärischen Verpflegungs- und Verwaltungswesens erhalten wir eine Darstellung der Entwicklung desselben im schweizerischen Militärwesen vom Beginn an. Sie beruht auf gedruckten Darstellungen über schweizerische Kriegsgeschichte und gedruckten Quellen.⁷⁾

¹⁾ Hessische Chronik 1916, S. 1–4 u. 25–30. (Nach: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, XXXI, S. 305.)

²⁾ Alexander Laghi, ein schweizerischer Abt in Österreich und Kardinalskandidat. Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang (1916), S. 155–156.

³⁾ Professor Hassler und andere berühmte Schweizer-Amerikaner der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Schweiz, Jahrgang XX, 1916, S. 475–479.

⁴⁾ Schweizer Kriegsgeschichte. Im Auftrag des Chefs des Generalstabs, Oberstkörpskommandant Sprecher von Bernegg, bearbeitet von Schweizer Historikern unter Leitung von Oberst M. Feldmann und Hauptmann H. G. Wirz. Heft 1, 103 S., Heft 3, 80 S., Bern 1915, Heft 6, 104 S., Bern 1916.

⁵⁾ Schweizer in savoyisch-sardinischem Dienst vom Ende des 16. Jahrhunderts an. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, XII. Jahrgang, 1916, S. 89–114.

⁶⁾ Schweizer in holländischen Diensten. Ibid. XII. Jahrgang, 1916, S. 41–73.

⁷⁾ Die Entwicklung des Verpflegungs- und Verwaltungsdienstes der schweizerischen Armee. Von Hauptmann G. Bühlmann, Kommissariatsoffizier. Zürich 1916. 213 S.

Religion und Kirche.

Das 5. Heft der *Regesten zur Schweizergeschichte aus den päpstlichen Archiven 1447–1513*¹⁾ umfasst das *Pontifikat Innocentius' VIII. 1484–1492*. Voraus geht ein kurzer Nekrolog über den leider Mitte letzten Jahres verstorbenen Bearbeiter Johann Caspar Wirz.

Johann Kreienbühler gibt die Hauptdaten der *Geschichte des Archives des Johanniter-Ritterhauses Leuggern (Kt. Aargau)*.²⁾

Alfred Boissier bringt ein beträchtliches Material bei, um wahrscheinlich zu machen, dass die Gründungslegende der Fraumünsterabtei in Zürich mit dem ehemaligen Diana-Kult in der Schweiz zusammenhängt (der Hirsch, der in der Legende eine Rolle spielt und auch das von Boissier kaum ganz zutreffend als ihr «Totem» bezeichnete Wappentier der Abtei ist, ist bekanntlich das Tier der Diana), und dass das Fraumünster die Stelle einer ehemaligen Kultstätte dieser Göttin bezeichnet.³⁾

E. A. Stückelberg sucht den Ursprung des so häufigen Legendenmotivs von Heiligen, die nach ihrer Enthauptung ihr Haupt weggetragen hätten, in Grabbefunden, die die Schädel der Bestatteten infolge von Verschiebung auf physikalischem Weg in den Armen der letzteren zeigten.⁴⁾

Derselbe warnt vor dem falschen Schluss, dass alle Hilariuskirchen auf Fridolin zurückzuführen und bei allen Beziehungen zu Säckingen anzunehmen seien.⁵⁾

E. A. Stückelberg und J. A. Häfliger lassen sich über *einheimische Heilige auf schweizerischen Siegeln*⁶⁾ aus; eine Tabelle zeigt die lokale Verteilung der fünfzehn von ihnen auf Siegeln beigebrachten Schweizer Heiligen.

Paul Diebold schildert die Tätigkeit des päpstlichen Gegenbischofs von Konstanz, Gebhards III., im Investiturstreit in der Schweiz.⁷⁾

Jeanne Niquille erzählt die Geschichte des Frauenklosters, das bis ins XVII. Jahrhundert neben dem Männerkloster Engelberg bestand.⁸⁾

Von einer ausführlichen Geschichte der *kluniazensischen Kolonie Rüeggisberg* haben wir nun aus der Feder Franz Wägers den ersten Teil erhalten⁹⁾, der die Schicksale des Priorates auf urkundlicher Grundlage bis zur Einverleibung in das zum Chorherrenstift erhobene St. Vinzenz in Bern erzählt. Als Einleitung geht eine willkommene Skizze der Entwicklung der Kongregation von Cluny voraus.

¹⁾ Gesammelt u. herausgegeben vom Bundesarchiv in Bern. 5. Heft. XI + 258 S. Bern 1915.

²⁾ Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang 1916, S. 133–134.

³⁾ Le Culte de Diane en Suisse et l'origine du Fraumünster à Zurich. Communication faite à la Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève, le 13 janvier 1916. Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1916, S. 19–30.

⁴⁾ Die Kephalphoren. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. XVIII. Bd., 1916, S. 75–79.

⁵⁾ Die Hilariusverehrung. E. A. S. Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1916, S. 34–35.

⁶⁾ Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang (1916), S. 42–49.

⁷⁾ Bischof Gebhard III. von Konstanz (1084–1110) und der Investiturstreit in der Schweiz. Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang (1916), S. 81–101 (Schluss folgt).

⁸⁾ Les Bénédictines d'Engelberg. Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang (1916), S. 25–41.

⁹⁾ Geschichte des Kluniazenser-Priorates Rüeggisberg. Freiburger Geschichtsblätter, XXII. Jahrgang (1915), S. 1–120.

In einem Werk Dr. Alb. Werninghoffs: *Die deutschen Reichskriegssteuergesetze von 1422–1427 und die deutsche Kirche*¹⁾ wird auch auf die Leistungen von im heutigen Schweizergebiet liegenden kirchlichen Bezirken oder Teilen von solchen Bezug genommen.

Ein Zehntbrief von 1446, den Rob. Marti-Wehren veröffentlicht, betrifft eine Einigung zwischen der Saaner Landsgemeinde und dem Kirchherrn Peter Tilmann von Falkenburg.²⁾

Zehn lateinische Briefe Sebastian Werros, von Eduard Wymann aus dem handschriftlichen «Itinerarium Hierosolymitanum», das Werro von seiner Pilgerreise nach Jerusalem hinterlassen hat, veröffentlicht³⁾, sind eine wichtige Quelle zur Geschichte der Gegenreformation in der katholischen Schweiz, deren bedeutendster Vertreter in Freiburg Werro war.

Eine Anregung Professor Troxlers in Münster (Luzern) betrifft eine in Angriff zu nehmende «Lucerna sacra», die Biographien aller Geistlichen im und aus dem Gebiet des heutigen Kantons Luzern, und in einem zweiten Teile die geistlichen Personen, nach den Orten ihrer Wirksamkeit aufgeführt, enthalten soll.⁴⁾

Aus einem Büchlein in der Kapitellade Uri veröffentlicht Ed. Wymann ein Verzeichnis der Geistlichen des Sextariats Uri von 1667.⁵⁾

Ein von Franz Schnabel aus einem Manuskriptband der Zürcher Stadtbibliothek abgedruckter lateinischer Brief des Heidelberger Theologieprofessors Fabricius von 1693 enthält die an die evangelischen Schweizerstädte gerichtete Bitte um Hilfe für die Pfälzer Calvinisten.⁶⁾

Mitteilungen aus dem vatikanischen Archiv über die schweizerischen Johanniter betreffen hauptsächlich die Trennung der schweizerischen Kommenden von der deutschen Zunge zu Anfang des XVII. Jahrhunderts.⁷⁾

Martin Styger verwertet in einer Darstellung der Übersiedelung des Nuntius nach Schwyz während der liberalen Periode Luzerns in den 30er Jahren auch ungedrucktes archivalisches Material. Ferner erzählt er die Geschichte des von Gregor XVI. dem Stande Schwyz zum Dank für die Beherbergung des Nuntius am Collegium Germanicum zu Rom eingeräumten Freiplatzes. Den Beschluß macht eine Geschichte des Kollegiums, die lediglich auf dem Werk des Kardinals Andreas Steinhuber über dasselbe beruht.⁸⁾

¹⁾ Weimar 1916. 273 S.

²⁾ Über den Zehnten von Saanen. Mitgeteilt von Rob. M^W, Bern. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde. XII. Jahrgang (1916). S. 32–34.

³⁾ Zehn Briefe des Stadtpfarrers Sebastian Werro von Freiburg über seine Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem im Jahre 1581. Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang (1916), S. 119–132.

⁴⁾ Die Geistlichen des Kantons Luzern von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (Ein Programm). Separat-Abdruck aus der Schweiz. Kirchen-Zeitung 1916, Nr. 29ff. Luzern 1916. 24 S.

⁵⁾ Die Geistlichen des Sextariates Uri im Jahre 1667. Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang (1916), S. 74–76.

⁶⁾ Johann Ludwig Fabricius und die Schweizer Hilfe für die Pfälzer Calvinisten, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. XXXI (1916). S. 296–300.

⁷⁾ Die Ritterorden in der Schweiz. P. F. S. Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte X. Jahrgang (1916), S. 153–154.

⁸⁾ Die päpstliche Nuntiatur in Schwyz und der schwyzerische Freiplatz am Collegium Germanicum in Rom. Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz. 24. Heft. Schwyz 1915. S. 1–70.

Über eine für das geistige und geistliche Leben Basels während den letzten hundert Jahren so wichtige und charakteristische Institution wie die *Basler Mission* ist eine historische Darstellung von Wilhelm Schlatter im Erscheinen begriffen.¹⁾

Geschichte der Wissenschaft und der Bildung.

Das *Verhältnis des Stiftes Beromünster zum Humanismus* stellt K. A. Kopp dar²⁾; er behandelt die einzelnen Kapitularien, die sich an den berühmten Universitäten humanistische Bildung aneigneten. Unter den eingangs behandelten Präpsten des XV. Jahrhunderts geht er auf Herport auf Grund eigener Forschung näher ein.

J. Christian Bay würdigt den *Bibliographen Konrad Gesner* und sein grosses bibliographisches Werk, die *Bibliotheca universalis*; dann auch seine naturwissenschaftlichen Werke. Die Arbeit fusst auf der gedruckten Literatur über Gesner.³⁾

H. Dübi stellt aus nachgelassenen Manuskripten Aufzeichnungen zusammen, in denen der Berner Pfarrer *J. S. Wyttenbach* († 1830) eigene und fremde Beobachtungen und Reflexionen über Charakter und Lebensweise des schweizerischen Volkes niederlegte.⁴⁾

O. Tschumi teilt aus der Korrespondenz G. von Bonstettens einen humoristischen Bericht von 1868 über Entdeckung und Bergung eines römischen Inschriftensteines mit.⁵⁾

Luigi Brentani hat seine in dieser Zeitschrift (lauf. Jahrg. S. 60, Note 1) erwähnte Studie in der römischen *Rivista Pedagogica* über das *öffentliche Schulwesen in Bellinzona vom Ende des XIV. bis Mitte des XVI. Jahrhunderts* in etwas veränderter Gestalt separat herausgegeben.⁶⁾

Die Geschichte der *Mittelschule in Beromünster*, die aus der Lateinschule des Stifts hervorgegangen ist, erfährt von dem derzeitigen Rektor Joseph Troxler eine Darstellung.⁷⁾

Conrad Schmid durchgeht die Tätigkeit der Lehrerkonferenz (des Lehrervereins) von Chur, die 1853 gegründet wurde.⁸⁾

Die Bernische Musikgesellschaft 1815–1915 ist der Titel eines Werkes von Dr. Hans Bloesch⁹⁾, das nicht weniger als 750 Seiten umfasst. Doch nimmt die eigentliche

¹⁾ Geschichte der Basler Mission 1815–1915. I. Bd. Die Heimatgeschichte der Basler Mission. Basel 1916.

²⁾ Zur Geisteskultur des Stiftes Beromünster im Zeitalter des Humanismus von K. J. Kopp, Prof. Gedenkschrift zum 50-jährigen Bestande der Mittelschule Münster (Luzern). Beilage zum 50. Jahresbericht 1915/16. Luzern 1916. 28 S.

³⁾ Conrad Gesner (1516–1565), the father of Bibliography, an appreciation. Chicago 1916. 86 S.

⁴⁾ Jakob Samuel Wyttenbachs Versuch einer Schweizerischen Volkskunde. Von H. Dübi, Bern. Festschrift für Eduard Hoffmann-Krayer (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 20. Jahrgang) S. 97–110.

⁵⁾ Fundbericht. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde. XII. Jahrgang (1916), S. 79–82.

⁶⁾ Avv. Prof. L' B', La Scuola Pubblica a Bellinzona dalla fine del 300 alla metà del 500. Lugano MCMXVI. 39 S.

⁷⁾ Die Mittelschule Münster (Luzern) 1866–1916. Eine historisch-statistische Skizze. Gedenkschrift zum 50-jährigen Bestande der Mittelschule Münster (Luzern). Beilage zum 50. Jahresberichte 1915/16. Luzern 1916. 35 S.

⁸⁾ Fünfzig Jahre Konferenzleben. Von Sekundarlehrer C' Sch', Chur. Bündnerisches Monatsblatt, 1916, S. 185–196 und S. 234–241.

⁹⁾ Bern 1915.

Geschichtserzählung nur 356 S. ein, und sie enthält auch einen Abschnitt über die Musikpflege in Bern vor der Gründung der Musikgesellschaft und legt sodann das Hauptgewicht auf die Zeit bis 1857 (Jahr einer durchgreifenden Reorganisation), über die Jahre von da bis heute nur einen Überblick gebend. Den grössern Teil des Bandes nimmt Belegmaterial ein: Statuten, Programme u. s. w.

Literaturgeschichte und Literargeschichtlich-Volkskundliches.

Von Samuel Singer liegt ein Heft vor über *Literaturgeschichte der deutschen Schweiz im Mittelalter.*¹⁾

Derselbe stellt eine alphabetisch nach Schlagworten geordnete Sammlung von 320 schweizerischen Sprichwörtern vom IX. bis XVI. Jahrhundert zusammen; es befinden sich darunter auch bisher unveröffentlichte.²⁾

Eine englische Übersetzung des Sempacherliedes von Walter Scott zieht Ignaz Kronenberg ans Licht; er erweist sie als nach der wenig originalen Fassung des Liedes in «Des Knaben Wunderhorn» angefertigt, die auch für Irrtümer in den Vorbemerkungen Scotts zu seiner Übersetzung verantwortlich zu machen ist.³⁾

Aus einer Münchener Sammelhandschrift veröffentlicht Johannes Bolte einen Schwank in Versen von dem St. Galler Jörg Zobel, eins von zehn dort erhaltenen Gedichten desselben aus den Jahren 1455–56.⁴⁾

Otto von Greyerz gibt einen Beitrag zur Biographie des aus dem Toggenburg stammenden Berner Oberländer Dichters Bendicht Gletting (16. Jahrhundert) unter Verwertung eines unbekanntes Liedes von ihm in einem noch andere unbekanntes enthaltenden Liederband der Berner Stadtbibliothek. Ferner untersucht er verschiedene Behandlungen des Themas vom «alten und neuen Eidgenossen», dessen Gegenstand die Polemik gegen das Reislaufen ist.⁵⁾

Hanns Bächtold handelt von der fälschlich Niklaus von der Flüh zugeschriebenen Wahrsagung über die künftigen Schicksale der Schweiz, und von Thomas Wandeler, einem volkstümlichen Propheten, der im XVIII. Jahrhundert im Entlebuch lebte, dem sie früher ebenfalls zugeschrieben wurde.⁶⁾

Zwei Lieder von 1782, eines gewissen Benz Ruffer in Steffisburg, das eine auf die Geburt des Dauphin, das andere auf die nach Genf marschierenden Berner, druckt Rob. Marti-Wehren neu ab.⁷⁾

¹⁾ Ein Vortrag mit anschliessenden Ausführungen und Erläuterungen. (Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft, Heft 17.) Bern 1916. 52 S.

²⁾ Alte schweizerische Sprichwörter. Von S. Singer, Bern. Festschrift für Eduard Hoffmann-Krayer. S. 389–419.

³⁾ Das Sempacherlied von Halbsuter nach Sir Walter Scott. Schweizerische Rundschau, 16. Jahrgang, 1915/1916, S. 199–209; sowie auch in: Die Schweiz, Jahrgang XX, 1916, S. 335–339.

⁴⁾ Jörg Zobels Gedicht vom geöffnen Ehemann. Mitgeteilt von J' B', Berlin. Festschrift für Eduard Hoffmann-Krayer. S. 43–47.

⁵⁾ Aus dem Volksliederschatz der Berner Stadtbibliothek. Von O' von G', Bern. Festschrift für Eduard Hoffmann-Krayer S. 160–176.

⁶⁾ Die «Prophezeiung und letzte Wahrsagung vom seligen Bruder Klaus» (Niklaus von der Flüh). Bayerische Hefte für Volkskunde, hrg. vom Bayer. Verein für Volkskunst und Volkskunde. Jahrgang II, 1915, S. 265–271.

⁷⁾ Mitgeteilt von Rob. M' W', Bern. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde. XII. Jahrgang, 1916, S. 73–78.

Einige Soldatenlieder, die 1792 anlässlich der eidgenössischen Grenzbesetzung bei Basel entstanden, sind von R. Forcart-Bachofen veröffentlicht, aus einem Sammelbande vom genannten Jahre, der die damals gedruckten Gelegenheitssachen vereinigt.¹⁾

Adolf Näf weist auf ein Porträt-Bildchen des «Armen Mannes im Toggenburg» (Ulrich Bräker, † 1798) hin, wahrscheinlich von dem Maler Reinhard von Luzern.²⁾

Caspar Decurtins behandelt *eine rätoromanische Ballade*³⁾ die sich durch Jahrhunderte in verschiedenen Fassungen verfolgen lässt, in denen die verschiedenen Zeitalter ihre Spuren zurückgelassen haben.

Kulturgeschichte. Volkskunde.

Albert Heer schildert die Entwicklung des zürcherischen Feuerlöschwesens vom Mittelalter bis um 1800; sein mehr populär gehaltenes Werkchen ist für Zürich die erste Monographie über den Gegenstand.⁴⁾

Ed. A. Gessler stellt in betreff des *Herzog Leopold III. von Österreich zugeschriebenen Panzerhemdes in der historischen Sammlung im Rathause zu Luzern*⁵⁾ fest, dass dieses Stück wirklich aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, und zwar der Zeit vor 1386 stammt und nach Überlieferung und Güte der Arbeit sehr wohl dem Herzog gehört haben kann.

E. Tatarinoff entnimmt dem ausführlichen *Diarium des Solothurner Chorherrn Urs Victor Wagner*, das sich auf die beiden Jahre 1696 und 1697 erstreckt, kulturhistorisch interessante Notizen, teils in wörtlicher Wiedergabe, teils im Auszug.⁶⁾

Rob. Marti-Wehren veröffentlicht ein *Inventar des Schlosses Rougemont als Sitz des bernischen Landvogts von Saanen, aufgenommen von Gabriel Stettler 1710.*⁷⁾

H. Schmitt veröffentlicht ein *Mandat wider das Fluchen und Schwören*, das 1725 Abt Gerold von Rheinau erliess.⁸⁾

Ergänzend zu seiner Geschichte der bernischen Musikgesellschaft (vgl. diese Arbeit oben Seite 203) erzählt Hans Bloesch die Baugeschichte des Hauses der letzteren zu Anfang der 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Die Quellen stehen in für solche Baugeschichten selten reichhaltiger Weise zur Verfügung und gewähren ein genaues Bild davon, wie ein solcher Bau sich zu jener Zeit effektuierte.⁹⁾

J. J. Simonet schliesst seine Zusammenstellung von Mitteilungen aus den *bischöflichen Visitationsberichten von 1623 und 1643*, mit Angaben, die auf Volksbräuche und kulturelle Zustände Licht werfen.¹⁰⁾

¹⁾ Einige Soldatenlieder aus der Zeit der Zuzüger. (1792–1798.) Von † R. F. B'. Basel. Festschrift für Eduard Hoffmann-Krayer, S. 131–140.

²⁾ Vom «Armen Mann im Toggenburg». Von A' N', Oberuzwil. St. Galler-Blätter 1916, Nr. 25, S. 195.

³⁾ Von C' D', Truns. Festschrift für Eduard Hoffmann-Krayer, S. 86–96.

⁴⁾ Das Feuerlöschwesen der guten alten Zeit. Von A' H', Zollikon. Mit 28 Abbildungen. Zürich 1916. 123 S.

⁵⁾ Anzeiger für Schweizerische Geschichte, 1916, S. 30–34.

⁶⁾ Aus dem Tagebuch des Chorherrn Urs Viktor Wagner von Solothurn. [Hrg. von Dr. Eugen Tatarinoff.] Separat-Abdruck aus dem «Solothurner Tagblatt» 1916. 54 S.

⁷⁾ (Amtsrechnung Saanen im bernischen Staatsarchiv.) Mitgeteilt von Rob. M' W'. Bern. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, XII. Jahrgang, 1916. S. 169–172.

⁸⁾ Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, X. Jahrgang (1916), S. 152.

⁹⁾ Wie das alte Kasino gebaut wurde. Von Dr. H' B'. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, XII. Jahrgang, 1916, S. 127–160.

¹⁰⁾ Von Domsextar Dr. J. J. Simonet, Chur. Bündnerisches Monatsblatt 1916, S. 123–132.

Ein veröffentlichtes Schriftstück von 1699 ist ein Beitrag zur Geschichte der sog. «Zugerknappe». ¹⁾

Geschichtliches über die Einsiedler Schafböcke, d. h. Honigkuchen in Gestalt liegender Schafe, die seit Jahrhunderten als Einsiedler Spezialität den Wallfahrern verkauft werden, stellt Odilo Ringholz zusammen. ²⁾

W. F. von Mülinen untersucht Ursprung, Natur und spätere Entwicklungsphasen des sog. «Äussern Standes» in Bern, d. h. der Vereinigung der jungen Bürger vor ihrem Eintritt in die Behörden, sowie besonders den volkskundlich so interessanten jährlichen Umzug desselben und dessen Hauptfigur, den «Affen», und seine Benennung «Urispiegel». ³⁾

Werner Manz hat, indem er *Volksbrauch und Volksglauben des Sarganserlandes* in zwei Abschnitten zur Darstellung bringt⁴⁾, deren einer die Überschrift «Knabenschaften» trägt, der andere das Gebiet des Volksglaubens umfasst, wie er ausführt, von der rein kalendarischen Anordnung Umgang genommen, die Zusammengehörendes auseinanderreißt und Nichtzusammengehörendes zusammenwirft, und damit zugleich auch die Gegenstände des ersten Abschnittes durch ihre Unterordnung unter den genannten Begriff erst in das rechte Licht gerückt.

E. Stauber teilt aus Akten des Zürcher Staatsarchivs Fälle von *Schatzgräberei* im XVII. und XVIII. Jahrhundert mit. ⁵⁾

Gottfried Kessler geht den Jahres-Festkreis des st. gallischen Wil durch nach an die einzelnen Feste sich knüpfenden und noch bestehenden volkstümlichen Gebräuchen. ⁶⁾

E. Wymann veröffentlicht eine parodierende Beschreibung einer (wohl fingierten) nach Gersau ins Jahr 1696 verlegten Karfreitagsprozession. ⁷⁾

Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen handelt L. Rütimeyer. ⁸⁾ Seine eingehende, interessante Untersuchung, deren Verständnis 57 Abbildungen im Text und sechs Tafeln unterstützen, versucht für Gegenstände wie die die Stelle der Schrift vertretenden Kerbhölzer, die Steinlampen, gewisse Kinderspielzeuge, Ornamentik usw., für Masken und Maskengebräuche nie unterbrochene Überlieferung von vorgeschichtlicher Zeit, selbst vom Paläolithicum an, nachzuweisen.

Mathilde Eberle teilt einiges aus der Theatergeschichte des Walliser Volkes mit. ⁹⁾

¹⁾ Ein Bürgerrechtsbrief der Fastnachts-Narren-Gesellschaft in Zug. Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz. 24. Heft. Schwyz 1915. S. 151–153.

²⁾ Von Dr. P. Odilo Ringholz O. S. B., Archivar im Stifte Einsiedeln. 8 S.

³⁾ Vom Äussern Stand und dem Urispiegel. Von Wolfgang Friedrich von Mülinen. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, XII. Jahrgang, 1916, S. 1–32.

⁴⁾ Mit sieben Tafeln und einer Karte. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 12.) Basel und Strassburg i. E. 1916. XII + 162 S.

⁵⁾ Die Schatzgräberei im alten Zürich. Von E. Stauber, Zürich. Festschrift für Eduard Hoffmann-Krayer, S. 420–440.

⁶⁾ Das festliche Jahr in Wil (St. Gallen). Von G' K', Wil. Ibid. S. 191–203.

⁷⁾ Die Gersauer Karfreitagsprozession von 1696. Von E. Wymann, Altdorf. Ibid. S. 513–516.

⁸⁾ Von L' R', Basel. Ibid. S. 203–372.

⁹⁾ Zur Kenntnis des Volkstheaters im Oberwallis. Von M' E', Berlin. Ibid. S. 111–119.

Wirtschaftsgeschichte.

Eine Arbeit Hans Kobelts über die *Entwicklung der Handelsgesellschaften und ihres Rechtes in der Schweiz, insbesondere in St. Gallen, bis Ende des XVIII. Jahrhunderts*¹⁾ erhebt eingeständenermassen keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Wenigstens ihre beiden ersten, den Handel und die wirtschaftliche Entwicklung der Handelsgesellschaften behandelnden Teile beruhen nirgends auf eigenem Durcharbeiten der primären Quellen (S. 48, Note 12, ist z. B. anstatt auf die primäre Quelle verwiesen auf Oechsli, Quellenbuch der [sic.] Schweizergeschichte). Nur für den dritten Teil hat der Verfasser die Vadiana durchgangen nach Material, das die rechtlichen Verhältnisse der einzelnen Gesellschaftsarten beleuchtet.

Ein Verzeichnis aus dem Notizbuch eines Mitgliedes der Berner Kommerzienkammer und eine Stelle aus einem Memorial dieser Kammer von 1687 betreffen das aus dem Staate Bern für importierte Waren fließende Geld.²⁾

Dr. F. Jecklin veröffentlicht einige Eintragungen des ältesten Ämterrechnungsbuches der Schuhmacherzunft in Chur über Seelenmessstiftungen der Bruderschaft der Schuhmacher, Gerber und Metzger (XV. Jahrh.).³⁾

J. Keller-Ris entnimmt ungedruckten Quellen einige Daten aus der Geschichte der Seidenfirma Panchaud & Comp., die zu Bern in den 30er und 40er Jahren des XVIII. Jahrhunderts blühte, besonders auf Seidendiebstähle von Arbeitern eingehend.⁴⁾

A. Näf erzählt, wie die Regierung des Fürstabtes von St. Gallen, als nach der Missernte von 1770 die Getreide erzeugenden Territorien ringsum die Ausfuhr unterdrückten, für die notleidenden Stiftslande aus dem Venetianischen Getreide beschaffte.⁵⁾

Carl Loosli verfolgt die Entwicklung des Immobilienkreditwesens in Stadt und Landschaft Zürich vom Ende des XVIII. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Die bestimmenden Momente der Entwicklung scheinen uns deutlich hervorgehoben und klar aufgezeigt zu sein, wie sich Kredit, wirtschaftliche Verhältnisse und Wandlungen und Gesetzgebung gegenseitig bedingen.⁶⁾

Fischerei und Jagd im alten Rapperswil,

d. h. bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts, stellt aus den Rapperswiler Akten C. Helbling dar.⁷⁾

¹⁾ Diss. jur. Bern, von H' K' aus Marbach (St. Gallen). Zürich 1916. 103 S.

²⁾ A. E. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, XII. Jahrgang, 1916, S. 87–88.

³⁾ Jahrzeitstiftungen der Schuhmacher, Gerber und Metzger zu St. Martin in Chur. Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1916, S. 99–105.

⁴⁾ Über Seidenindustrie und Seidendiebstahl in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Bern und im Oberland. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, XII. Jahrgang, 1916, S. 115–126.

⁵⁾ Eine Getreideversorgung vor 150 Jahren. Ad. Näf, Oberuzwil. St. Galler Blätter für Unterhaltung und Belehrung aus Kunst, Wissenschaft und Leben. Illustrierte Sonntags-Beilage zum «St. Galler Tagblatt» 1916, Nr. 69, S. 67.

⁶⁾ Zur Geschichte des Immobilienkreditwesens der Stadt und des Kantons Zürich. Diss. oecon. von Carl E. Loosli aus Sumiswald (Kt. Bern). Zürich 1916. 132 S.

⁷⁾ Von Ratsschreiber C. Helbling. Sonderabdruck aus Nr. 6 der «Schweiz. Fischerei-Zeitung». Jahrgang 1916. 13 S.

Geschichte der Kunst, des Kunsthandwerks, Kunstgeschichte einzelner Bauten.

Die vierte (Schluss-)Lieferung des vierten (Supplement-)Bandes von Brun's *Schweizerischem Künstlerlexikon* liegt bis zum Namen Surbeck (der letzten Nachträge) gedruckt vor.

Stückelberg weist auf einige Beispiele *kirchlicher Flachschnitzereien* in der Schweiz hin.¹⁾

Dr. Marg. Sattler versucht, mehrere ungezeichnete geschnitzte Altarwerke (St. Eusebi bei Brigels, Agathenkapelle bei Disentis) *Ivo Strigel* (blühte gegen Ende des XV. Jahrhunderts) zuzuweisen.²⁾

Die letzten Fortsetzungen der Monographie Hans Lehmann's über die *Berner Glasmaler*³⁾ beschäftigen sich mit Hans Funk (und einigen Unbedeutenderen). Besonders hinzuweisen ist auf den Nachtrag zu diesem Künstler, der veranlasst ist durch ganz neuerdings im Berner Staatsarchiv aufgefundene Akten (als Beilagen mitgeteilt), die über den Ausgang Hans Funks Licht verbreiten.

Dr. A. Zesiger rekapituliert kurz die Geschichte der Entstehung des jüngsten Gerichtes am Berner Münster, des Lebenswerkes Erhard Künigs, das seit 1914 wieder den Farbenschmuck erhalten hat, den es nach Ausweis von entdeckten Farbenresten ursprünglich trug.⁴⁾

Dr. C. Benziger handelt über einige in Schwyz aufbewahrte silberne Gefäßprunkstücke und veröffentlicht aus den dortigen Ratsprotokollen und Landesrechnungen einiges über schwyzerisches Goldschmiedewesen vom XVI–XVIII. Jahrhundert.⁵⁾

Alfred Cartier macht zwei Fayence-Teller im Musée d'Art et d'Histoire de Genève bekannt, die eine bisher unedierte Zürcher Marke aufweisen.⁶⁾

Von einer Arbeit über die *Kirche in Wiesendangen und ihre Wandgemälde*, von Dr. Hans Bachmann⁷⁾ umfasst ein erster erschienener Teil die historischen Data über die Baugeschichte der Kirche und ihrer Teile, und über die Kirchengeräte.

Von einer Serie von Einzelstudien, in denen Luigi Brentani seine Forschungen zur tessinischen Kunstgeschichte niederzulegen gedenkt, ist eine erste Monographie erschienen: sie hat die Kollegiatkirche von Bellinzona zum Gegenstand.⁸⁾

Carl Brun.

¹⁾ E. A. S. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, Bd. XVIII. 1916 S. 163–164.

²⁾ Zuweisungen an Ivo Strigel. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, Bd. XVIII, 1916, S. 47–53.

³⁾ Die Glasmalerei in Bern am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, Bd. XVIII, 1916, S. 54–74 und 135–153. (Ergänzungen und Register folgen.)

⁴⁾ Das jüngste Gericht am mittleren Hauptportal des Berner Münsters. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, XII. Jahrgang, 1916, S. 37–41.

⁵⁾ Notizen zum schwyzerischen Goldschmiedewesen. Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz. 24. Heft, Schwyz 1915. S. 144–151.

⁶⁾ Faiences de Zurich (XVIII^e siècle) à la marque «ZS.» Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, XVIII, Bd., 1916, S. 80–81.

⁷⁾ Mit Aufnahmen vom kantonalen Hochbauamt. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, XVIII. Bd., 1916, S. 118–134.

⁸⁾ Avv. Prof. Luigi Brentani, La Storia artistica della Collegiata di Bellinzona, con 39 illustrazioni da fotografie e disegni originali. Prefazione di Francesco Chiesa, Monografie artistiche Ticinesi, No. 1. VII + 88 S. (Erweiterung der Arbeit des Autors im Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, XVII. Bd., 1915, S. 330–351.)

Revue des publications historiques de la Suisse Romande. 1916. I^{er} Semestre.¹⁾

Histoire générale.

Les études sur le moyen âge se réduisent en cette demi-année aux recherches de M. l'abbé Marius Besson sur l'influence de la renaissance carolingienne dans la région lausannoise.²⁾ A vrai dire il ne signale que bien peu de vestiges d'une vie intellectuelle dans la ville épiscopale, l'épithaphe latine de l'évêque David, mort en 850, les lettres sculptées d'une dalle funéraire de la cathédrale et quelques brèves notes d'annales.

Il nous faut attendre le 16^e siècle pour revenir sur les bords du Léman avec les armées conquérantes des Bernois. Le principal mérite du récit de M. Francis De Crue est, en même temps qu'une habile utilisation des textes contemporains, la liaison qu'il ne cesse d'établir entre les faits de la guerre de 1536 et les grands événements de la politique européenne.³⁾ Le départ de l'évêque Pierre de la Baume de sa ville de Genève, en juillet 1533, assure l'émancipation de la cité; mais en même temps, il annonce une suite de campagnes pour la défense de la nouvelle république protestante contre les entreprises du duc. M. De Crue raconte successivement la lutte des citoyens seuls, puis secourus par des volontaires neuchâtelois et français, contre les gentils hommes savoyards et les traîtres de Peney en 1534 et 1535, la conquête du Pays de Vaud et des bailliages en janvier-mars 1536, enfin l'intervention de François I^{er} et la spoliation complète du duc de Savoie, jusqu'en 1536. L'historien du 16^e siècle trouvera dans ce mémoire un guide sûr et des renseignements inédits provenant surtout des documents français.

M. David Lasserre s'arrête, avec une curiosité laborieuse, à la crise de 1582.⁴⁾ Les préparatifs du duc de Savoie, Charles Emmanuel contre la Rome protestante, avec l'appui des cinq cantons catholiques font courir de graves dangers à la Confédération toute entière. La mobilisation des Evangéliques, en réponse à l'investissement de Genève, est bien prêt de déchaîner la guerre civile que l'échec définitif du duc de Savoie auprès d'Henri III réussit, à point nommé, à conjurer. Mais Soleure, au mois d'octobre, dénonce le traité de protection de 1579; les intérêts de l'Eglise priment, pour les cantons

¹⁾ Nous nous proposons de consacrer dorénavant aux publications historiques relatives à la Suisse romande une revue générale qui paraîtra aussi souvent que possible et qui remplacera les bulletins, limités jusqu'ici au seul Moyen Age.

²⁾ M. Besson, *La renaissance littéraire et artistique à Lausanne au IX^e siècle*, *Revue historique vaudoise*, 24^e année (1916), p. 24—30.

³⁾ Francis De Crue, *La délivrance de Genève et la conquête du duché de Savoie en 1536*, *Jahrbuch für schweizerische Geschichte*, 41^e vol. 1916, p. 231—296; tiré à part 57 p. in 8.

⁴⁾ David Lasserre, *La Suisse et Genève en 1582*, *Anzeiger für schweizerische Geschichte*, 47^e année (1916), p. 73—99; tiré à part 27 p. in 8.

catholiques, ceux de la Confédération, tandis que, dans l'autre camp, Berne fait reconnaître sa possession du Pays de Vaud et que les négociations s'engagent pour aboutir en 1584 au traité d'alliance perpétuelle entre Genève, Berne et Zurich.

Ce que M. Lasserre réussit à dégager de l'évolution générale de la politique des Suisses durant cette année troublée, est, d'une part l'accentuation des groupements confessionnels, d'autre part les progrès de la solidarité confédérale entre Genève et les cantons protestants.

Dans les deux premiers articles qu'il consacre à la conjuration du bourgmestre de Lausanne Isbrand Daux, en 1588, M. Maxime Reymond s'attache «à quelques particularités moins étudiées jusqu'à présent» de cette tentative de restauration savoyarde à Lausanne.¹⁾

Avec sa précision coutumière, il nous fait connaître le milieu dans lequel vit cet adversaire du régime bernois, la haute bourgeoisie de Lausanne secrètement hostile aux nouveaux maîtres, ses amis Sébastien Loys et Michel de Saint Cierges, son activité au conseil de la ville de 1581 à 1588, enfin les préliminaires du complot qui, en mars 1588, noue ses premières intrigues avec le baron d'Hermance, gouverneur du Chablais. L'accord avec le duc de Savoie est conclu le 26 novembre 1588. M. Reymond nous racontera bientôt comment les conjurés tentèrent d'exécuter ce traité qui ne concernait que la ville de Lausanne et sauvegardait ses franchises et la liberté religieuse de ses habitants.

Sous forme de régeste et par une suite d'analyses des documents fribourgeois M. l'abbé Dupraz retrace l'histoire des progrès de la Réforme dans le bailliage d'Orbe-Echallens.²⁾ De 1603 à 1619 les conflits entre les deux confessions sont fréquents. Berne demande avec insistance et prépare le «plus» soit le vote définitif de la religion réformée à Assens, Penthérez et Poliez-le-Grand; dans ces deux dernières localités ses efforts aboutissent à la victoire des protestants.

Les préparatifs militaires du duc de Savoie, en 1611, inquiètent Berne et Genève qui craignent toujours une surprise renouvelée de l'Escalade ou une entreprise contre le Pays de Vaud. Les mesures de défense obligèrent Neuchâtel à une mobilisation pour la garde de ses frontières et pour l'envoi du secours prévu par la combourgeoisie avec Berne. M. Louis Thévenaz commence, en se tenant de très près aux documents, l'étude de cette levée et du plan de défense des «lisières» en février-mars 1611.³⁾

Après des démarches infructueuses en 1681 et 1682, le gouvernement de Fribourg, obtint pour sa ville, le 28 et 29 octobre 1686, la visite du célèbre prédicateur capucin, le Père Marc d'Aviano. M. George Corpataux a réuni et commenté les textes relatifs à ce séjour qui ne visait pas à d'autre but qu'à l'édification religieuse de la foule.⁴⁾

Nous arrivons à l'époque révolutionnaire avec M. Ed. L. Burnet, qui tire des procédures criminelles genevoises un récit fort animé des infortunes du Vaudois, Jean-Daniel Meystre.⁵⁾ Pour avoir poussé des cris réputés séditionnels, le 12 février 1792, Meystre se voit impliqué dans un procès politique.

¹⁾ Maxime Reymond, *La conjuration d'Isbrand Daux*, *Revue historique vaudoise* 24^e année (1916), p. 43—59, 65—76.

²⁾ E. Dupraz, *Introduction de la Réforme par le «Plus» dans le bailliage d'Orbe-Echallens*, *Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte*, 10^e année (1916), p. 50—73.

³⁾ Louis Thévenaz, *La garde des frontières du Pays de Neuchâtel en 1611*, *Musée Neuchâtelois*, nouv. série, 3^e année (1916), p. 54—63.

⁴⁾ Georges Corpataux, *Visite du Père Marc d'Aviano à Fribourg, 1686*, *Annales Fribourgeoises*, 4^e année (1916), p. 19—25.

⁵⁾ Ed. L. Burnet, *Le procès du vaudois Meystre. Episode de la Révolution genevoise, février-mars 1792*, *Revue historique vaudoise*, 24^e année (1916), p. 150—157, 207—213.

L'*Indicateur* a déjà rendu compte de l'importante étude de M. Frédéric Barbey sur *Félix Desportes et l'annexion de Genève à la France, 1794—1799*.¹⁾ Il lui reste à parler plus au long de l'étude biographique que M. Pierre Kohler vient de publier sur *Madame de Staël et la Suisse*, et de l'ample moisson de documents inédits que révèlent les nombreuses pages de ce volume.²⁾

Les rapports de la famille irlandaise des Edgeworth avec les Genevois de leur temps ont laissé de copieux souvenirs dans les correspondances qu'a dépouillées M. F. F. Roget.³⁾ Les lettres de Lovell Edgeworth à Pierre Marc Roget dépeignent la triste situation d'un Anglais interné en France de 1803 à 1814. La correspondance échangée entre Maria Edgeworth et Madame Alexandre Marcet de 1808 à 1819 recueille d'intéressants échos des grands événements de la Restauration; elle nous intéresse surtout par les nouvelles qu'elle donne du petit cercle des amis genevois et particulièrement d'Étienne Dumont.

Au lendemain de la Restauration, Neuchâtel ne fut pas loin d'avoir son «museum», une école normale, et des cours d'instruction supérieure. Une société dont M. Arthur Piaget raconte la courte histoire avait réuni des souscriptions pour réaliser ce beau programme qui devait commencer par la transformation de l'hôtel Du Peyrou.⁴⁾ Malheureusement la vente de l'hôtel par le roi de Prusse fit échouer cette tentative et l'Académie promise par le prince, en 1707, ne put être créée par l'initiative privée, en 1815.

L'histoire diplomatique de la Suisse et de Genève pour les années critiques de 1814 à 1816, revêt naturellement un grand intérêt d'actualité. La publication de la correspondance officielle de Charles Pictet-de Rochemont et de François d'Ivernois, sur laquelle l'*Indicateur* doit revenir, est arrivée à point pour fournir les érudits et les publicistes de textes précis et de renseignements sûrs.⁵⁾ M. Paul Bondallaz n'a point manqué d'utiliser ce recueil, de même que la biographie d'Edmond Pictet pour parler congrûment de Pictet-de Rochemont et de ses missions diplomatiques.⁶⁾

Un heureux complément aux missives diplomatiques recueillies par M. Lucien Cramer est constitué par les lettres de Pictet-de Rochemont à Emmanuel de Fellenberg, de 1807 à 1824, éditées, résumées ou commentées par M. Hans Brugger.⁷⁾ Les relations

¹⁾ Frédéric Barbey, *Félix Desportes et l'annexion de Genève à la France, 1794—1799*, Genève et Paris, 1916, IX—418 p. in 8. Cf. ci-dessous p. 118—123, compte rendu par Charles Seitz et *Revue historique vaudoise*, 24^e année (1916), p. 129—134, compte rendu par Eugène Mottaz.

²⁾ Pierre Kohler, *Madame de Staël et la Suisse. Etude biographique et littéraire avec de nombreux documents inédits*, Lausanne et Paris, 1916, X—720 p. gr. in 8.

³⁾ F. F. Roget, *Un Anglais prisonnier à Verdun (1803—1814) et sujets connexes*, Genève, 1916, 53 p. in 8; tirage à part du *Journal de Genève* 17—30 mai 1916.

⁴⁾ Arthur Piaget, *Une société pour l'avancement des Etudes dans la Principauté de Neuchâtel et Valangin en 1815*, Musée Neuchâtelois, nouv. série, 3^e année (1916), p. 23—38, 83—89.

⁵⁾ *Genève et les traités de 1815. Correspondance diplomatique de Pictet-de Rochemont et de François d'Ivernois, Paris, Vienne, Turin, 1814—1816*, publiée pour la Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève par les soins de Lucien Cramer, Genève et Paris 1914, t. I, XLVII—753 p., t. II, 642 p. in 8.

⁶⁾ Paul Bondallaz, *Pictet-de Rochemont et ses missions diplomatiques*, *Revue des familles*, 6^e année (1916), p. 306—307, 322—323, 338—339, 354—356.

⁷⁾ *Briefe von Charles Pictet-de Rochemont an Philipp Emmanuel von Fellenberg*, hg. von Dr. Hans Brugger, *Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft*, 1915, p. 315—539.

épistolaires de ces deux hommes remarquables n'intéressent pas que leur amitié; elles ont laissé des documents d'un style plus familier, mais que le futur historien suisse des congrès de 1814—1815 ne devra pas négliger, à côté de nombreux autres papiers encore inédits.

Histoire locale. Topographie.

M. Alfred Weitzel publie en fac-simile réduit de moitié, un fragment de la carte de l'État de Berne du docteur Thomas Schepf (1577—1578) soit la «chorographie» des terres de la ville et république de Fribourg.¹⁾ Il résulte des notes dont M. Weitzel a fait accompagner sa planche que le relevé de Schepf représente la plus ancienne carte du canton de Fribourg; le *Typus Agri Friburgensis* de Guillaume Techtermann, de 1578, n'est qu'une copie d'ailleurs intéressante de la carte de Schepf.

L'histoire des comtes et du comté de Gruyère de Mrs. Reginald de Koven est une compilation dépourvue de critique mais non d'intérêt et de charme.²⁾ Le récit aurait gagné sans doute à remonter directement aux sources et à pratiquer quelques coupes dans la littérature touffue du sujet. Mais tel qu'il est, honnêtement parfumé de légende et sans fausse parure d'érudition, il offre une lecture agréable.

La rédaction d'un article de dictionnaire qui veut être à la fois complet et bien informé est une œuvre ingrate et difficile. M. Maxime Reymond nous a donné sur Lausanne mieux qu'un résumé de nos connaissances.³⁾ Informé toujours de première main, il retrace l'évolution de sa cité, par étapes successives où les faits précis, minutieusement contrôlés abondent. Bien que construisant sa notice sur un plan chronologique, il joint à ses articles juxtaposés et annoncés par des sous-titres, les développements nécessaires sur les institutions, la vie sociale, le développement économique. La contribution considérable de M. Reymond rehausse la valeur déjà très appréciable du *Dictionnaire historique du canton de Vaud*, instrument de travail qui mérite d'être signalé ici. On regrettera seulement de ne pas trouver sous le nom de Lausanne, les indications bibliographiques qui ne diminueraient en rien les mérites de l'auteur. — Les classements d'archives communales vaudoises de M. F. Raoul Campiche se rattachent à une entreprise d'un réel intérêt scientifique et que les pouvoirs publics auront sans doute à cœur de soutenir. M. Campiche est arrivé à Lignerolle à des résultats fort satisfaisants; il a formé un nombre respectable de liasses et de dossiers selon un plan logique qui respecte les fonds et qui peut être suivi sans trop de lenteurs; il nous donne de copieux extraits des documents qu'il a ainsi remis en valeur, des registres de la municipalité de 1619 à 1796, de la correspondance de 1599 à 1790, des privilèges et droits communaux de 1371 à 1527, des procédures de 1418.⁴⁾ Le dépouillement rapide de ces séries montre assez la richesse des petits dépôts communaux vaudois et leur intérêt non seulement pour les recherches locales, mais pour l'histoire politique et économique du pays.

¹⁾ Alfred Weitzel, *La plus ancienne carte du canton de Fribourg. Confines Agri Friburgensis, Annales Fribourgeoises*, 4^e année (1916), p. 1—9.

²⁾ Mrs. Reginald de Koven, *Les comtes de Gruyère*, Genève 1916, 163 p. in 8.

³⁾ *Lausanne. Notice historique par Maxime Reymond, publiée par la municipalité de Lausanne.* Extrait du dictionnaire historique géographique et statistique du canton de Vaud, Lausanne 1916, 74 p., gr. in 8.

⁴⁾ F. Raoul Campiche, *Les archives de Lignerolle, Revue historique vaudoise*, 24^e année (1916), p. 33—42, 86—93, 116—127, 135—150.

M. Charles Borgeaud consacre à Genève, dans les *Cahiers du Bureau des Conférences de l'armée*, une notice intéressante et qui sait saisir et accuser les traits saillants de l'histoire de la République.¹⁾

M. Louis Blondel met au service de la topographie de l'ancienne Genève ses connaissances d'archéologue et son ardeur à dépouiller les registres féodaux et les terriers. Ses *Notes d'archéologie genevoise* se rapportent en grande partie, cette année, au domaine épiscopal de Longemalle où les évêques de Genève établissent leur résidence à la fin du 13^e siècle jusqu'au morcellement de ce bas quartier en 1413.²⁾ A côté de la maison de l'évêque s'élevait la porte d'Yvoire où, le 6 juin 1307, les bourgeois du parti de Savoie écrasent l'armée de l'évêque et du comte de Genève. M. Blondel reconstitue les lieux et expose d'une façon séduisante les phases tactiques de la bataille.

Le château de l'Île, forteresse des vidomnes de la maison de Savoie du 13^e au 16^e siècle, devient le centre d'un quartier industriel et pittoresque qui disparaît au 19^e siècle. Pour raconter son histoire, M. Blondel anime ses documents d'une très riche illustration.³⁾ Il reconstitue le château du 14^e siècle, énumère les travaux de voirie, les abergements des grèves, l'établissement des ponts et redonne de la vie à cette petite ville insulaire tombée sous la pioche des démolisseurs.

Institutions. Histoire économique.

En utilisant le préambule d'un acte notarié de 1528, M. Paul Vuille établit que la cour de justice, le «plaid» de Valangin, pouvait siéger en cas de nécessité dans une autre localité, témoin celui du 20 septembre 1528, transporté à Fontaines à cause de la peste.¹⁾

Comme suite à un précédent article, la *Revue historique vaudoise* donne le texte édité et annoté par le regretté Bernard de Cérenville de l'ordonnance des pauvres de la ville de Lausanne, de 1550.²⁾ On trouvera dans le même recueil une ordonnance bernoise du 21 juillet 1698, relative aux chiens enragés.³⁾

M. Mogeon communique trois lettres de 1798 et 1799, relatives aux arbres de la liberté à Epalinges et Ormont-dessus et à une élection contestée à Moiry.⁴⁾ Ces documents gagneraient à être mieux groupés et pourvus d'une annotation même sommaire.

Une analyse très détaillée nous fait connaître un bail à cens des archives de Moudon, de 1456, et qui concerne le domaine d'Aillerens, possession du couvent de Montheron.⁵⁾

Les études de M. Antony Babel sur l'horlogerie, l'orfèvrerie et les industries annexes, à Genève, ont abouti à un important mémoire dont un de nos collaborateurs

¹⁾ Cahier No. 12, p. 1—11. *La République et canton de Genève*.

²⁾ Louis Blondel, *Longemalle et la maison de l'Evêque*, *Bulletin de la Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève*. t. IV. livraison 2, (1916) p. 54—70.

³⁾ Louis Blondel, *Le château de l'Île et son quartier*, extrait de *Nos anciens et leurs œuvres*, Genève 1916, 32 p. in 4.

⁴⁾ Paul Vuille, *Le plaid de Valangin tenu «sous Fontaines» lors de la peste de 1528*, *Musée Neuchâtelois*, nouv. série, 3^e année (1916), p. 92—93.

⁵⁾ *Un document sur l'assistance publique à Lausanne en 1550*, *Revue historique vaudoise*, 24^e année (1916), p. 1—24.

³⁾ *Ibid.*, p. 63.

⁴⁾ *Revue historique vaudoise*, 24^e année (1916), p. 59—62.

⁵⁾ *Un vieux bail à ferme*, [communiqué p. M. Charles Gilliard] *Revue historique vaudoise*. 24^e année (1916), p. 159—160.

rendra compte ici-même.¹⁾ M. Babel utilise, entre autres, de nombreux documents proches parents de celui que publie et commente M. Léon Montandon, la lettre d'apprentissage du graveur Jean Pierre Droz, du 19 septembre 1766 ²⁾

Archéologie. Histoire de l'Art.

Des fouilles entreprises à la «fin de Tavel» près de Clarens ont mis à jour en 1915 quatre sépultures néolithiques. Deux photographies et le rapport illustré de l'exploration dirigée par M. Frédéric Tauxe nous renseignent sur cette découverte.³⁾

M. Waldemar Deonna continue, par les statuettes de terre cuite de provenance italienne, son catalogue très détaillé des bronzes figurés antiques du musée de Genève.⁴⁾

M. Marius Besson décrit deux belles plaques de ceinturon, finement décorées et qu'il attribue au 6^e ou au 7^e siècle. Leur provenance est Corcelles, canton de Neuchâtel, où des sépultures contenaient trois squelettes.⁵⁾

Les murs de fondation sur lesquels des ouvriers sont tombés aux Granges d'Illens, canton de Fribourg, sont ceux de la chapelle seigneuriale du château d'Illens. M. N. Peissard a déterminé le plan de cet édifice roman.⁶⁾ M. le curé Pythoud résume une série de documents relatifs à l'ancienne chapelle de St-Martin de Lessoc dans la Gruyère, à ses revenus et fondations, jusqu'à la construction de la nouvelle église en 1635 et à l'érection de la paroisse en 1654.⁷⁾

Trois vitraux héraldiques de la collégiale de Berne donnent à M. W. F. de Mulinen l'occasion d'esquisser l'histoire des relations des comtes d'Aarberg-Valangin avec la ville des Zaehringen.⁸⁾ Jean III de Valangin, qui conclut avec Berne un premier traité de combourgeoisie est le donateur de deux de ces verrières peintes à ses armes et à celles de son fils Claude, entre 1478 et 1491. Une troisième fenêtre porte le blason de René de Challant petit fils de Claude d'Aarberg et héritier de Valangin, qui renouvelle sa bourgeoisie en 1522.

¹⁾ Antony Babel, *Les métiers dans l'ancienne Genève. Histoire corporative de l'Horlogerie, de l'Orfèvrerie et des industries annexes, Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire et d'archéologie de Genève*, t. XXXIII (1916), tiré à part, Genève, 1916, VI—606 p. in 8.

²⁾ Léon Montandon, *Lettre d'apprentissage du graveur Jean-Pierre Droz, Musée Neuchâtelois*, nouv. série, 3^e année (1916), p. 90—92.

³⁾ E. M., *Les tombes néolithiques de Tavel sur Clarens, Revue historique vaudoise*, 24^e année (1916), p. 30—31. Frédéric Tauxe, *Les tombes néolithiques de Tavel sur Clarens, Ibid.*, p. 97—116.

⁴⁾ W. Deonna, *Catalogue des bronzes figurés antiques du Musée d'Art et d'Histoire de Genève, Anzeiger für schweizerische Altertumskunde*. Neue Folge, 18^e vol. (1915), p. 31—46.

⁵⁾ Marius Besson, *Tombes mérovingiennes découvertes à Corcelles, Musée Neuchâtelois*, nouv. série, 3^e année (1915), p. 49—53.

⁶⁾ N. Peissard, *La chapelle romane de St-Nicolas aux Granges d'Illens, Annales Fribourgeoises*, 4^e année (1916), p. 10—15.

⁷⁾ Aug. Pythoud, curé, *La chapelle de Saint Martin de Lessoc, Annales Fribourgeoises*, 4^e année (1916), p. 62—68.

⁸⁾ Wolfgang-Frédéric de Mulinen, *Vitraux des comptes d'Aarberg-Valangin et de Challant à la cathédrale de Berne, Musée Neuchâtelois*, 3^e année (1916), p. 39—46.

M. Reutter étudie douze coffrets à coudre de sa collection, et qui appartiennent au 17^e et au 18^e siècle.¹⁾ Il les considère avec raison comme des pièces caractéristiques de l'ancien mobilier neuchâtelois.

Les belles reproductions de tableaux du *Musée Neuchâtelois* sont accompagnées de notices qui leur donne un réel intérêt historique. Ainsi M. Baur-Borel parle à la fois du portrait de Henri-François Brandt, premier médailleur de la monnaie royale de Berlin, en 1817, et de son peintre Léopold Robert.²⁾ M. Philippe Godet fait revivre par les lettres du temps les cinq personnages d'un tableau de 1782 qui groupe autour de leurs parents, les trois fils du banquier Jacques-Louis de Pourtalès.³⁾

M. M. Charles Perregaux et F. Louis Perrot tentent de restituer dans son ensemble l'œuvre artistique et mécanique des Jaquet-Droz, en comparant les livres de leur commerce, les catalogues des collections aux pièces qu'ils ont pu étudier. Le livre qu'ils annoncent sur cet atelier célèbre alliera la nouveauté d'une documentation inédite aux merveilles de l'horlogerie et de ses arts décoratifs. C'est en tout cas ce que l'on peut en juger par le chapitre qui traite des montres de Henri-Louis Jaquet-Droz et de ses collaborateurs à la fin du 18^e siècle.⁴⁾

La contribution de M. Julien Gruaz fournit de bons renseignements sur les divers monnayages de la région vaudoise de l'époque gauloise à 1850.⁵⁾ L'auteur s'étend avec plus de détails sur les trouvailles importantes de pièces de l'évêque de Lausanne, de 1827 à 1913.

Généalogie. Héraldique.

L'auteur de *Payerne et les Mestral de Rue*, tente de rattacher la famille Mestral, qui apparaît à Payerne au commencement du 14^e siècle, à celles des seigneurs de Rue, qui, dépossédés au 13^e siècle par le comte de Savoie, auraient conservé la mestralie en fief.⁶⁾ En somme, les actes résumés à la suite du texte, de 1306 à 1566, prouvent simplement que les ancêtres des Mestral-Combremont ont été métraux de Rue.

M. Aloys de Seigneux nous donne, pour les années 1350 à 1543 le «regeste» de sa famille à Romont.⁷⁾ Des notices de ce genre sont toujours utiles. Mais elles ne font que plus désirer un recueil généalogique fribourgeois entrepris sur un plan d'ensemble et selon une méthode scientifique.

Melchior d'Aarberg, descendant illégitime du comte Claude d'Aarberg, seigneur de Valangin, fut assassiné à la chasse, le 21 mai 1537. C'est ce que fixe M. Paul Vuille d'après une note marginale de Guillaume Hory, sur un registre de notaire.⁸⁾

¹⁾ Reutter, *Anciens coffrets à coudre d'origine neuchâteloise*, *Musée Neuchâtelois*, nouv. série, 3^e année (1916), p. 93-95.

²⁾ Frédéric Baur-Borel, *Henri-François Brandt, médailleur, peint par Léopold Robert*, *Musée Neuchâtelois*, nouv. série, 3^e année (1916), p. 7-9.

³⁾ Ph. Godet, *Jacques-Louis de Pourtalès et sa famille*, *ibid.* p. 10-13.

⁴⁾ Charles Perregaux, F. Louis Perrot, *Les montres Jaquet-Droz*, *Musée Neuchâtelois*, nouv. série, 3^e année (1916), p. 14-22.

⁵⁾ Julien Gruaz, *Contribution à l'histoire monétaire du Pays de Vaud*, *Revue historique vaudoise*, 24^e année (1916), p. 161-192.

⁶⁾ *Revue historique vaudoise*, 24^e année (1916), p. 76-86.

⁷⁾ Aloys de Seigneux, *Notes sur la famille de Seigneux à Romont*, *Annales Fribourgeoises*, 4^e année (1916), p. 85-87.

⁸⁾ Paul Vuille, *L'assassinat de Melchior d'Aarberg, 21 mai 1537*, *Musée Neuchâtelois*, nouv. série, 3^e anné, p. 47-48.

La notice généalogique relative à la famille Gerbex d'Estavayer-le-Lac et rédigée par M. Hubert de Vevey, donne des renseignements biographiques étendus sur les membres de cette famille qui, au 19^e siècle, servirent dans les armées françaises, où jouèrent un certain rôle dans la politique et l'administration fribourgeoise.¹⁾

L'étude très fouillée de M. Deonna tient plus à «l'histoire de l'évolution typologique et à celle des survivances des cultes anciens» qu'à l'héraldique proprement dite.²⁾ On ne la lira pas sans intérêt, et bien qu'elle ne convaincra pas tout le monde, on lui devra, à côté de rapprochements ingénieux et de démonstrations troublantes, une foule de renseignements précieux. La thèse que M. Deonna défend est «que le soleil des armoiries genevoises remplace la croix dont il est l'équivalent graphique et qu'il remonte, par une série de chaînons, au culte païen de la croix solaire»; en même temps qu'à la croix, M. Deonna attribue un sens solaire à l'aigle; il fait dériver enfin la clef de Saint-Pierre des anciennes divinités cosmiques. Pour sa démonstration, l'auteur établit sur d'innombrables documents graphiques, l'évolution ininterrompue des types de la croix préhistorique à la croix des monnaies genevoises du 16^e siècle.

Après avoir résumé, autour de quelques figures caractéristiques, l'état de nos connaissances sur les armoiries de l'évêché, de la commune, du vidomnat et de l'officialité de Genève. M. l'abbé Gavard dresse le catalogue héraldique des évêques de Genève à partir de 1500.³⁾ Il reconstitue d'après les documents originaux, les blasons des titulaires du diocèse, qui quittent Genève, avec Pierre de la Baume en 1533, s'établissent à Annecy, en 1571, avec Ange Justiniani, et cèdent, en 1819, à l'évêque de Lausanne, la juridiction ecclésiastique de la ville et de son territoire devenus suisses.

Les héraldistes s'occupent à rechercher les documents originaux pour décrire, reconstituer ou même doter d'armoiries les districts et les villages de notre pays. M. l'abbé Daucourt produit pour les armes de l'Ajoie des dessins du 18^e siècle.⁴⁾ Asuel emprunte à ses anciens seigneurs leur blason⁵⁾, de même que Villars-sur-Glâne près Fribourg⁶⁾, tandis que Barberèche reçoit par une habile composition des armes parlantes.⁷⁾

Paul E. Martin.

¹⁾ Hubert de Vevey, *La famille Gerbex, Annales Fribourgeoises*, 4^e année (1916), p. 27-36.

²⁾ Waldemar Deonna, *Le soleil dans les armoiries de la ville de Genève*, Genève 1916, 130 p. in 8. [Extrait de la *Revue de l'histoire des Religions*. Paris 1915.]

³⁾ A. Gavard, *Les armoiries du diocèse et des évêques de Genève dès 1500*, 34 p. in 8. [Extrait des *Archives héraldiques suisses*, 1915.]

⁴⁾ A. Daucourt, *Les armoiries de l'Ajoie, Archives héraldiques suisses*, 30^e année (1916), p. 30-32.

⁵⁾ *Ibid.*, p. 32-33.

⁶⁾ Fréd. Th. Dubois, *Ibid.*, p. 33.

⁷⁾ Fréd. Th. Dubois, *Les armoiries de la commune de Barberèche, Annales Fribourgeoises*, 4^e année (1916), p. 84.

Nachrichten.

Historischer Verein der fünf Orte. Die Tagung vom 11. September in Engelberg war von ungefähr 100 Teilnehmern besucht. Das Kloster veranstaltete eine interessante Ausstellung von Kunstgegenständen und Altertümern. Herr Dr. P. Ignaz Hess, O. S. B., referierte über Karl Gustav Ritter von Schulthess-Rechberg in Zürich und dessen Briefwechsel mit Abt Eugen von Büren in Engelberg, 1831–47. Zu Ehrenmitgliedern wurden ernannt die Herren: Dr. Albert Büchi, Universitätsprofessor, Freiburg; Dr. Johann Dierauer, Professor, St. Gallen; Dr. Walter Merz, Oberrichter, Aarau; Mons. Dr. Achilles Ratti, Präfekt der Vaticana, Rom; Dr. H. Türler, Bundesarchivar, Bern.

W.

Verein schweizerischer Geschichtslehrer. An der siebenten Versammlung des Vereins schweizerischer Geschichtslehrer, die Sonntag, den 8. Oktober 1916, im Bezirksschulhaus Baden abgehalten wurde, referierte Prof. Dr. Walther Hadorn (Zürich) über «Die Ausbildung des Geschichtslehrers». Mit Freimut, nicht minder aber mit Takt, wies er nach, wie sehr die bisher zur Lösung dieser Frage getroffenen Massnahmen der Reform bedürfen. Die Geschichtslehrer auf der Mittelschulstufe, die den neuen Aufgaben gerecht werden wollen, die ihnen durch die Ausgestaltung der nationalen Erziehung zugewiesen werden, erachten es als eine Pflicht und als ein Recht, auf Grund ihrer Erfahrungen auf bestehende Mängel hinzuweisen, ohne deswegen pietätlos die reiche Förderung zu verleugnen, die ihnen in wissenschaftlicher Hinsicht von der Hochschule geboten wurde. Die Fragen, die sich mit der Methode des Geschichtsunterrichts befassen, haben sich in enger Fühlung mit geschichtsphilosophischen Problemen zu einer eigenen kleinen Wissenschaft ausgewachsen, die auf einer reichen Fachliteratur ruht. Es wäre kaum angezeigt, vom Hochschullehrer auch die Kenntnis dieses Gebietes zu verlangen. Es gehört aber in den Berufskreis des Geschichtslehrers auf der Mittelschulstufe, und aus diesem Zusammenhang heraus sind die Ausführungen des Referenten zu verstehen; er fasst sie folgendermassen zusammen:

Die Mittelschule steht mitten in einer Reformbewegung, aber auch das einzelne Fach wird von diesem Streben nach einer neuen Orientierung, das unserer heutigen Zeit eigentümlich ist, erfasst. Einerseits müssen wir den Stoff neu gliedern oder vermehren, anderseits in der Form seiner Darbietung neue Wege einschlagen. Was den Stoff angeht, so verlangt die Kulturgeschichte, speziell die Wirtschaftsgeschichte, eine stärkere Berücksichtigung; in der politischen Geschichte muss der modernen Zeit mehr Raum gewährt werden, und schliesslich sollen die Schüler mit dem Wesen des Staates, mit den Rechten und Pflichten des Staatsbürgers vertraut gemacht werden. Nun verlangt aber jede Reform an der Mittelschule eine entsprechende Änderung an der Universität, die die Gymnasiallehrer ausbildet. Die Wirtschaftsgeschichte hat innerhalb der philosophischen Fakultät noch nicht auf allen deutsch-schweizerischen Hochschulen — von denen allein die Rede war — diejenige Berücksichtigung gefunden, die ihr gebührt. Damit der Dozent Raum erhält zur Behandlung solcher Fragen, sollten die grossen universalgeschichtlichen Vorlesungen eingeschränkt werden und durch Vorlesungen über kleinere Epochen, bei denen dann das Eingehen auch auf wirtschaftsgeschichtliche Fragen möglich ist, oder durch solche über grössere Epochen, aber unter irgend einem einheitlichen Gesichtspunkt, ersetzt werden.

Vor der Behandlung der neuesten Geschichte sollten sich die Universitätslehrer nicht in allzu grosser Ängstlichkeit hüten, da es sich ja bei solchen Vorlesungen weniger um letzte Forschungsergebnisse, als um Problemstellung handeln kann.

Die Eingliederung eines besonderen staatsbürgerlichen Unterrichtes in den Organismus der Mittelschule ist abzulehnen; dagegen hat der Geschichtslehrer die Pflicht, bei passender Gelegenheit das Wesen des Staates im allgemeinen und das des eigenen im besondern im Zusammenhang mit seinem geschichtlichen Werden hervorzuheben und dadurch auf Klärung der Begriffe hinzuwirken. Um ihn dann zu befähigen, hat die Universität ihrerseits dafür zu sorgen, dass die verfassungs- und rechtsgeschichtlichen Probleme auch in den historischen Vorlesungen nicht zu kurz kommen.

Was die technische Ausrüstung des Geschichtslehrers angeht, so hat die Universität in erhöhtem Masse den Studenten zu selbständigem Arbeiten zu erziehen, damit er dann als Lehrer daran gewöhnt ist, die Schüler nicht zum blossen Hören, Nachschreiben und mechanischen Reproduzieren, sondern, wo irgend es angeht, zu selbständigem Denken und Produzieren zu erziehen. Zu dem Behufe sollte der Hauptakzent der Arbeit des Studenten auf den Seminarien liegen, und die Vorlesungen müssten mehr den Charakter von knappen Orientierungen annehmen.

Schliesslich ist, wie es in Zürich gegenwärtig geschieht, der pädagogischen Ausbildung der Gymnasiallehrer auf der Universität mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dabei ist nicht in erster Linie eine theoretisch-didaktische Ausbildung nötig, sondern eine Gelegenheit, unter der Leitung eines erfahrenen Mittelschullehrers in die Praxis des Unterrichts eingeführt zu werden.

Da naturgemäss in einem dreiviertelstündigen Vortrage vieles nur angedeutet, manches gar nicht berührt werden konnte, setzte eine aussergewöhnlich lebhaft Diskussion ein. Entsprechend dem starken Beifall, der dem Referenten gespendet worden war, brachte sie aber eher Ergänzungen als abweichende Auffassungen zum Ausdruck. Auf den bemerkenswerten und an sich berechtigten Einwurf, dass die Wirtschaftsgeschichte sich bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung einer wissenschaftlich zusammenfassenden Darstellung — durch den Nationalökonom wie durch den Historiker — entziehe, wurde entgegnet, es handle sich weniger um eine lückenlose Synthese, die der akademische Lehrer dem künftigen Gymnasiallehrer zu bieten habe, als um eine Einführung in wirtschaftswissenschaftliche Probleme und in die wirtschaftsgeschichtliche Methode. Die Geschichte der Gegenwart kann sich ja auch nicht auf streng wissenschaftliche Forschungsergebnisse stützen und trotzdem wird ihre Behandlung im Unterricht der Hochschule wie der Mittelschule mit vollem Recht verlangt. So sehr wissenschaftliche Bedenken dagegen sprechen, hat der Geschichtslehrer der Mittelschule doch das Bedürfnis, in zusammenfassender Darstellung eine Vorstellung von der allseitigen Einheit des geschichtlichen Lebens zu bieten. Sehr wünschenswert ist, dass der künftige Geschichtslehrer sich sein Rüstzeug an verschiedenen Universitäten und nicht nur an den philosophischen, sondern auch an den staatswissenschaftlichen Fakultäten hole. Mehrfach kam die grundsätzliche Gegnerschaft gegen den staatsbürgerlichen Unterricht als ein besonderes Fach zum Ausdruck; eine systematische Behandlung als Abschluss der staatsbürgerlichen Belehrungen ist damit nicht ausgeschlossen.

Diese Auffassung drang übrigens auch, wie hier eingefügt sei, am folgenden Tage an der Versammlung des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer bei den Verhandlungen über die nationale Aufgabe der Mittelschule mit überwältigender Mehrheit durch, auch gegenüber dem Versuch, Volkswirtschafts- und Rechtslehre als selbständiges Fach in die Mittelschule einzuführen. Auf Grund subjektiver Anschauungen über das Ausmass der Studien des künftigen Geschichtslehrers, wurde dessen Eignung für die Erteilung staatsbürgerlichen Unterrichts bezweifelt. Man bedachte zu wenig, dass die Geschichtslehrer, fertige und werdende,

sich doch auch mit den geforderten Disziplinen beschäftigen, dass gerade mancher jüngere Historiker seine Ausbildung nicht nur bei Vertretern seines Faches, sondern in ausgiebiger Weise auch bei Juristen und Nationalökonomien geholt hat, und man darf den Geschichtslehrern, wie Prof. Dr. Schneider (Zürich) in glänzendem, durch spontanen Beifall verdanktem Votum darlegte, nicht ohne weiteres weder den Willen noch die Fähigkeit absprechen, die neue Aufgabe mit Sachkenntnis durchzuführen, auch wenn sie sich nicht durch Einfügung eines neuen Faches von geringer Stundenzahl an der gegenwärtig erstrebten Geschlossenheit der Schule versündigen wollen.

Bei der Vornahme der statutarischen Neuwahlen rückte der bisherige Vizepräsident, Prof. Dr. W. Hünerwadel, Rektor des Gymnasiums Winterthur, zum Präsidenten vor. Leider sah sich der bisherige Vorsitzende, Prof. Dr. Hans Schneider, Prorektor der Kant. Handelsschule Zürich, wegen Arbeitsüberhäufung genötigt, zurückzutreten, ohne aber aus dem Vorstande auszuschcheiden. Aus der Mitte der Versammlung wurde ihm der Dank für seine sachlich durchgeführte, von weitsichtiger und weitherziger Auffassung getragene Arbeit ausgesprochen. Auch die übrigen Vorstandsmitglieder wurden, mit teilweise anderer Verteilung der Chargen, für eine neue dreijährige Amtsdauer bestätigt.

G. Gb.

Jahresversammlung

der

Allgemeinen

Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz.

Abgehalten am 25. und 26. September 1916 in Solothurn.

Eröffnungswort des Präsidenten Professor G. Meyer von Knonau
in der Hauptsitzung des 26. September.

In der Geschichtschreibung des Klosters St. Gallen findet sich an einer Stelle das Bekenntnis: «Est moris naturalis senibus, juvenilia sua facta antiquata repetere dictisque jam elapsa junioribus ac si recencia anteponere, laudare, renovare». — Conradus de Fabaria hat das in einem einleitenden Abschnitt seiner Casus sancti Galli gesagt. Vielleicht ist es heute dem Sprechenden gestattet, in Gemässheit dieser Worte Ihre geehrte Versammlung hier in Solothurn zu begrüßen. Denn es sind beinahe auf den Tag fünfzig Jahre seit dem Tag verflossen, an dem er, hier in Solothurn, Mitglied Ihrer Gesellschaft wurde, und so möchte er den jüngeren Mitgliedern jene früheren, zurückliegenden Zeiten vor die Augen legen, ihnen diese für sie verschwundenen Dinge, als wären sie neu, wiederholen, sie loben, sie erneuern, wie das eben der St. Galler Geschichtschreiber dort ausgedrückt hat.

Als 1866 in diesen gleichen Septembertagen die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft in Solothurn tagte, geschah das an dieser Stelle schon zum zehnten Mal, und dann folgten sich hier weiterhin noch sechs Versammlungen. Von diesen war die von 1874 die bemerkenswerteste, weil sich die Gesellschaft die seither im wesentlichen gültig gebliebene Verfassung gab. Heute sieht uns demnach Ihre Stadt zum siebzehnten Male in ihren Mauern. Nachdem nämlich 1853, hier in Solothurn, beschlossen worden war, eine möglichst zentral liegende Stadt solle dauernd für die Gesellschaftszusammenkünfte auserlesen werden, fiel die Wahl eben auf Solothurn, und so geschahen die Einberufungen

bis 1858: da wurde festgestellt, in gewisser Abwechslung nur noch in den geraden Jahren nach Solothurn zu kommen, dazwischen an anderen Orten sich zu versammeln. Das galt noch bis 1868, worauf ein noch durchgreifenderer Wechsel eintrat.

Wenn wir uns also nunmehr um ein halbes Jahrhundert zurückversetzen, stehen wir mit 1866 gerade noch in den Jahren, wo Solothurn so recht als das Hauptquartier unserer Vereinigung gelten konnte.

Aber wie war nun damals, im Jahr 1866, die Zusammensetzung unserer Gesellschaft beschaffen, und besonders: wer waren ihre Leiter?

Unser Präsident, Professor Georg von Wyss von Zürich, der bis zu seinem Tode im Jahre 1893 an der Spitze der Gesellschaft stand, dessen schon durch 25 Jahre dauernde Gesellschaftsleitung 1879 bei der Jahresversammlung hier in Solothurn gefeiert wurde, hat oft sich dahin ausgesprochen, dass er nirgends, an keinem Versammlungsorte, sich so heimisch fühle, wie eben in Ihrer Stadt. Dazu trug ganz vorzüglich seine wirklich freundschaftliche Beziehung zu dem seit 1860 erwählten Vizepräsidenten, Seminardirektor Fiala, bei. Aber auch den Sekretär der Gesellschaft stellte, in der Person des Staatsschreibers Amiet, Solothurn. Unter den weitem Vorstandsmitgliedern war Bern, im eidgenössischen Archivar Dr. Krütli und in Professor Hidber, vertreten. Die Verwaltung des Gesellschaftsvermögens lag in Basel bei Dr. Merian, und als langjährige, getreue Repräsentanten der Westschweiz erteilten Le Fort von Genf und François Forel von Morges ihren Rat.

Allein nun wenden wir uns den Mitgliedern unserer schweizerischen Gesellschaft zu, die als Solothurner uns damals bei sich empfangen haben, und da stellen wir eben den Vizepräsidenten der Versammlung voran.

Fiala war schon längst, als er noch die bescheidene Dorfkanzel von Herbetswil einnahm, Mitglied der schweizerischen Gesellschaft geworden. Als er 1857 die Leitung des Lehrerseminars in Solothurn angetreten hatte, wurde er, als Präsident des kantonalen historischen Vereins, so recht der belebende Mittelpunkt der damit verbundenen Interessen, und so verstand es sich von selbst, dass er unserem Präsidenten von Wyss zur Seite gestellt wurde. Als Neffe des als Mensch, als Politiker, als Geschichtskundiger gleichmässig bedeutenden Urs Joseph Lüthy fühlte sich Fiala von Anfang an aufgefordert, dem Gründer des Solothurnischen «Wochenblattes», der durch Joseph Eutyck Kopp als «Schöpfer der neueren Forschung für die schweizerische Geschichte» anerkannt worden war, nachzueifern. So erscheint Fiala gleich vom Jahre 1851 an, mit dem Gründungsjahre des historischen Kantonalvereins, als eifriger Mitarbeiter für die Zeitschrift «Urkundio», der er die Lebensschilderungen

seines Oheims Lüthy, des «Doctor Urkundio» Scherer schenkte; er begann das so nützliche Chronologicum zum reichen Urkundenschatz des «Wochenblattes» und veröffentlichte da auch seine umfangreichste Arbeit, über den Zürcher Dr. Felix Hemmerlin als Propst des Solothurner St. Ursusstiftes. Andere Arbeiten widmete der mit Hingebung wirkende Lehrer der Solothurner Schulgeschichte; bei seinen kirchengeschichtlichen Forschungen ging er gerne den Martyrologien und Kalendarien nach. Doch ganz besonders diente er auch unserer schweizerischen Gesellschaft in der langjährigen treuen Leitung unseres «Anzeigers für Schweizer Geschichte», und seine Schrift über das St. Ursus-Panner, ein Andenken an die Belagerung Solothurns 1318, widmete er einer unserer Solothurner Jahresversammlungen. Die philosophische Fakultät der Zürcher Hochschule hat sich selbst geehrt, als sie 1881 Fiala das Diplom des Doctors schenkte. Vor unserer Jahresversammlung von 1888, im Jahre nach dem Hinschied Bischof Fialas, erinnerte unser Präsident von Wyss uns daran, wie Fiala 1884, ehe er in seinem tiefen Pflichtgefühl alles, auch seine Lieblingsstudien, seinem hohen Kirchenamte opferte, vor der Gesellschaftsversammlung in Bern in einer ergreifenden Rede gewissermassen von der ihm so lieb gewordenen Vereinigung Abschied genommen habe. Wer jene in Bern gesprochenen Worte Fialas im Gedächtnis bewahrt, wird dem ebenso wahren als pietätvollen Urteil sich anschliessen, das der Solothurner Martin Gisi über Fiala in einem biographischen Artikel ausgesprochen hat, er sei, wie ein tüchtiger Gelehrter, so auch ein musterhafter Priester, ein wackerer Patriot, endlich ein edler, seelenguter, friedfertiger, in allen Lebenslagen bescheidener und dienstfertiger Mensch gewesen. Wer die Freude hatte, mit Fiala in Verkehr zu treten, hat stets diesen vollen Eindruck gehabt.

An Fiala können wir gleich den Namen eines Solothurners anschliessen, der als geistlicher Sohn mit seinem Meister in engster Verbindung stand, aber lange vor ihm starb. Das war Traugott Probst, der auch eben 1866 Mitglied der schweizerischen Gesellschaft geworden war. Von historischen Studien, die er auch bei Waitz in Göttingen gepflegt hatte, wandte er sich der Theologie zu und lebte unter Fialas Augen seiner priesterlichen Aufgabe. Daneben aber setzte er seine historischen Arbeiten, die er in einer gediegenen, unter Waitz begonnenen Abhandlung: «Die Beziehungen der schweizerischen Eidgenossenschaft zum deutschen Reiche in den Jahren 1486 bis 1499», angefangen hatte, fleissig fort; und besonders betätigte er sich neben Fiala für unsern «Anzeiger für schweizerische Geschichte».

Ein weiteres geistliches Mitglied war der früher als Professor funktionierende Solothurner Stadtbibliothekar Peter Hänggi, der neben seinen

Katalogisierungsarbeiten für die Bibliothek auch litterarisch tätig war. Doch war 1866 ausserdem noch ein Luzerner, als Subregens, in Solothurn in Wirksamkeit: es war Aloys Lütolf, der gerade damals die Biographie seines Lehrers Kopp vollendet hatte und dann später von Luzern aus in einer so äusserst förderlichen Weise auch für unsere schweizerische Gesellschaft eintrat.

Zwei Träger des gleichen Namens begegnen uns ferner; einer von ihnen wurde hier schon erwähnt. Joseph Ignaz Amiet widmete seine ganze Kraft, soweit sie nicht durch sein Amt als Staatsschreiber in Anspruch genommen war, mit der grössten Hingabe historischen Studien. In erster Linie waren diese in naheliegender Weise Fragen der Solothurner Geschichte bestimmt; allein eine umfangreiche, insbesondere ganz neue Aufschlüsse darbietende Arbeit war einem allgemein wichtigen Thema gewidmet, und diese Abhandlung: «Die französischen und lombardischen Geldwucherer des Mittelalters namentlich in der Schweiz» gab er in die Jahrespublikation unserer schweizerischen Gesellschaft. Ausserdem jedoch hat Amiet noch in seinen letzten Lebensjahren seinen Correspondenten Früchte aus seinen reichen Collectaneen in autographischer Reproduktion mitgeteilt. Neben dem Staatsschreiber war aber auch der in seiner grossen Lebhaftigkeit von dem stillen Forscher sich wesentlich unterscheidende Jurist, Numismatiker, Antiquar Jakob Amiet eine hauptsächliche Stütze des kantonalen historischen Vereines. Über die verschiedenartigsten historischen Themata, besonders auch kunstgeschichtlichen Inhaltes, hat Amiet in anregendster Weise gearbeitet, und fast regelmässig legte er in einer mündlichen Mitteilung vor unseren Solothurner Zusammenkünften ein Ergebnis seiner Forschungen vor. Dass er auch dichterisch begabt war, bewies er in dem schwungvollen Gruss an unseren Präsidenten, als dieser 1879 in Solothurn das Vierteljahrshundert seiner Gesellschaftsleitung abschloss.

Indessen können wir hier sogleich den Namen eines Mannes anfügen, der geradezu in der Geschichte der neueren Schweizer Litteratur einen ehrenvollen Platz einnimmt. Alfred Hartmann war zwar ein Berner der Abstammung nach, doch in Solothurn schon von Jugend an festgewachsen. Mag man nun den Redaktor des zu seiner Zeit so populären witzigen «Postheiri» oder den Dichter der «Kiltabend-Geschichten» oder den Schöpfer des in seiner Art ganz meisterhaften «helvetischen Romans» «Meister Putsch und seine Gesellen» in das Auge fassen, überall erweist sich Hartmann als eine charaktervolle Persönlichkeit, deren Werke niemals vergessen werden dürfen. Daneben aber war er auch ein gründlicher Kenner historischer Tatsachen. Hat er in jenem Roman mit poetischer Freiheit und zugleich mit schärfster geschichtlicher Beob-

achtung die Wirren der Vierziger Jahre in der Schweiz vorgeführt und dabei einzelne Gestalten lebenswahr herausgemeißelt, hat er in dem einen seiner historischen Romane dem wackeren Solothurner Junker Hans Jakob vom Staal ein schönes Denkmal gesetzt, so erprobte er sich als ein Meister biographischer Schilderung zuerst in dem «Künstlerleben» Martin Disteli's, hernach aber vornehmlich in der «Galerie berühmter Schweizer der Neuzeit»: zu guten lithographierten Porträts stellte er da hundert biographische Abrisse, und er verstand es, auf dem knappen Raum von je vier Druckseiten ebenso viele vorzüglich gelungene Charakterzeichnungen zu entwerfen.

Noch ein zweiter mit Hartmann eng verbundener Dichter lebte in Solothurn, der Jurist Franz Krutter, der Wissenschaft und Kunst auf das Lebhafteste zugeneigt war. Neben vielseitiger Beteiligung an Zeitschriften trat er besonders auf dem Felde der dramatischen Poesie hervor, für die er mit Vorliebe historische Persönlichkeiten — den Solothurner Schultheissen Wengi, den Berner Revolutionär Samuel Henzi, aber auch über die schweizerischen Grenzen hinaus, Agnes Bernauer — gewählt hat. Durch ihn und seine Freunde war die sogenannte Töpfergesellschaft, um die sich das geistige Leben in Solothurn konzentrierte, in das Leben gerufen worden, und anmutig schilderte Krutter 1867 deren zehn ersten Lebensjahre.

Der Name eines Solothurner Kunstfreundes war nicht lange vor 1866 in weiten Kreisen vorteilhaft bekannt geworden. Franz Anton Zetter hatte die aus der Solothurner St. Ursenkirche in die Dorfkirche von Grenchen verbannte Holbein'sche «Madonna von Solothurn», wie sie seither wieder heisst, trotz ihres verdorbenen Zustandes, entdeckt, erkannt und ihr zum früheren Glanze wieder verholfen. Jedenfalls war eben 1866 der Biograph Holbein's, Alfred Woltmann, wegen dieses hervorragenden Kunstwerkes nach Solothurn gereist und hatte unserer Gesellschaftsversammlung als Gast beigewohnt.

Von St. Gallen, wo er das bald nachher mit einer intensiven Tätigkeit in Bern vertauschte Lehramt bekleidete, war Wilhelm Gisi an die Stätte seiner ersten Bildung zu unserer Sitzung gekommen. Er hatte soeben neben seiner Erstlingsschrift, über den Anteil der Eidgenossen an der europäischen Politik 1512 bis 1516, auch Beiträge zur Publikation unserer Gesellschaft gegeben. Das war der Anfang jener ganz umfassenden Gelehrtentätigkeit, die der unablässig Fleissige auch noch in Jahren fortgesetzt hat, wo schweres körperliches Leiden auf ihm lag.

Ludwig Glutz, der Schwiegersohn Hartmann's, publizistisch viel tätig, als Vorsteher der Stadtbibliothek deren Geschichtschreiber und

im historischen Verein wirksam, hat auch unserer Gesellschaft freudig gedient. Von 1885 bis zu seinem Hinschied besorgte er unseren «Anzeiger für schweizerische Geschichte». Dann aber gingen, mit dem achtzehnten Jahrgang, Redaktion und Verlag dieses unseres Notizblattes endgültig von Solothurn nach Bern über.

Als Präsident des von ihm in das Leben gerufenen schweizerischen Piusvereins hat Theodor Scherer, neben seiner übrigen ausgebreiteten publizistischen Betätigung, besonders auch das «Archiv für die schweizerische Reformationgeschichte», dessen Veröffentlichung eben durch diesen Verein veranlasst worden war, mit mehreren eigenen interessanten Beiträgen bereichert.

Von den an den höheren Lehranstalten Solothurn's wirkenden Gelehrten zählten Victor Kaiser und Georg Schlatter zu unseren Mitgliedern, und vorzüglich war es der zweitgenannte, der vielfach in historischen und archäologischen Mitteilungen sein Interesse auch an den Arbeiten unserer Gesellschaft bewies.

Ihre Teilnahme an unseren Bestrebungen zeigten noch weitere Solothurner, die durch ihre Namen die Zugehörigkeit zu alten angesehenen Häusern der Stadt darlegten: Friedrich von Roll, Joseph von Sury von Bussy, Urs Vigier und Wilhelm Vigier, Rudolf von Wallier.

Dasjenige Solothurner Mitglied endlich, das am längsten, bis nahe an die Gegenwart, noch im Leben stand und durch nahezu ein halbes Jahrhundert unserer Gesellschaft angehörte, war der in Olten verstorbene Peter Dietschy, der viel tätige Journalist, der auch für geschichtliche Dinge sich interessierte. Als «einen der ältesten Zeitungsschreiber im Amte» bezeichnete ihn nach seinem Hinschiede ein journalistischer Kollege.

Diese gedrängte Aufzählung mag als ein schöner Beweis dafür dienen, welche ehrenvolle Stellung Solothurn in der Pflege der Bestrebungen einnimmt, denen unsere Vereinigung ihre Kräfte widmet. So erscheint es wohl begreiflich, dass wir mit Vorliebe immer wieder in dieser Stadt unsere Tagfahrt halten. Zwar ist es für den Überlebenden schmerzlich, die Namen von Männern zum Gehör zu bringen, die er zumeist näher kannte, deren nicht wenige häufig zu begrüßen ihm eine Freude war. Sie sind Alle aus dem Leben geschieden; aber eben deshalb wünscht er heute, die Erinnerung an sie wieder zu erwecken.

Doch auch das seit unserer Tagung in Genf verflossene Jahr hat unserer Gesellschaft Verluste gebracht, nicht so zahlreiche, wie unmittelbar vorher, jedoch mehrere, die uns schwer treffen.

Schon kurz nach unserer Versammlung, am 2. Oktober 1915, verloren wir aus der Reihe unserer Ehrenmitglieder den Direktor des Allgemeinen Reichsarchivs in München, Dr. Franz Ludwig von Baumann, der in dem oberbairischen Bad Adelholzen, wo er zur Herstellung seiner Gesundheit sich aufhielt, starb; als wir ihn 1878 als Ehrenmitglied erwählten, war er am fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donau-eschingen betätigt. Stets wandte er unserer Gesellschaft eifrige Teilnahme zu. 1881 edierte er in Band III unserer «Quellen zur Schweizergeschichte» die ältesten Urkunden des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen, und mehrmals beteiligte er sich als fröhlicher Gast an unseren Jahresversammlungen. Aber überhaupt hatte er als ein Sohn des Allgäu's, das in seiner geschichtlichen Entwicklung Ähnlichkeiten mit unserer Schweiz aufweist — die Verfassung der freien Bauern der beiden «Stürze» der Allgäuer Gemeinde Eglofs ist ein Analogon zu der Stellung der freien Bauern von Schwyz —, für unsere Schweizer Verhältnisse ein lebhaftes Interesse, und so ist seine dreibändige Geschichte seines Heimatlandes, ist seine Abhandlung in der Zeitschrift des Vereins von Schwaben und Neuburg über den Gau und dessen freie Bauern auch für unser Land von Anziehungskraft. Doch noch weitere Arbeiten aus seinen zahlreichen Studien, die stets in erster Linie dem schwäbischen Stamme im weitesten Sinne gewidmet waren, bieten vielfache Belehrungen für die Geschichte der östlichen Schweiz. Vorzüglich hat Baumann auch in der Publikation der Todtenbücher der Bistümer Chur und Constanz in der Abteilung «Necrologia Germaniae» der «Monumenta Germaniae historica» sich um die Kunde unseres Mittelalters verdient gemacht. Dass er nach seiner Übersiedelung nach München 1895 und vollends nach seinem Eintritt in die Leitung des Archivs 1903 dessen Schätze auch für Forschungen für unsere schweizerische Geschichte bereitwillig öffnete, ergab sich bei den freundschaftlichen Beziehungen zu unserer Gesellschaft von selbst.

Dann wurde uns am 8. März dieses Jahres in Max von Diesbach ein Mitglied entrissen, das in unserem Gesellschaftsrat, in dessen Sitzungen er mit lebhafter Teilnahme die Beratungen förderte, eine äusserst geachtete Stellung einnahm. Er starb auf seiner Besitzung Villars-les-Joncs bei Freiburg. Seit 1888 gehörte er unserer Gesellschaft an, und 1903 hat er uns bei unserer 58. Jahresversammlung als Präsident der Société d'histoire du canton de Fribourg empfangen; eben damals trat er als neugewähltes Mitglied in unseren Vorstand ein. Zu den bei diesem

Anlass unserer Gesellschaft gewidmeten «Pages d'histoire» hatte er die Abhandlung: «Le sculpteur Hans Geiler» beige-steuert. Neben seiner Tätigkeit auf politischem Felde, insbesondere auch als Mitglied des Nationalrates, sei ganz vorzüglich das Verdienst hervorgehoben, das er sich um die Freiburger Kantonsbibliothek als deren Direktor erworben hat. Doch wir gedenken auch gerne der vorzüglichen persönlichen Eigenschaften des Verstorbenen, neben seiner freundlichen Teilnahme an unseren Angelegenheiten auch der herzlichen, oft mit feinem Humor gewürzten Weise seiner Unterhaltung, und so werden wir ihm ein dankendes Andenken bewahren.

Allein schon vorher war am 5. Februar hier in Solothurn ein getreues Mitglied, das seit 1879 zu uns zählte, gestorben, der Präsident der Kunstkommission des Solothurner städtischen Museums, Franz Anton Zetter. Eine in seiner Heimat wohl bekannte, mit Recht beliebte Persönlichkeit, beteiligte sich der Verstorbene auf das eifrigste an künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen. Ganz besonders fesselten ihn kunstgeschichtliche Studien. Wie durch das Verdienst seines Vaters die Solothurner Holbein-Madonna gefunden worden war, so wandte auch er diesen mit Holbein und mit der Kunstgeschichte Solothurns in Verbindung stehenden Fragen seinen Fleiss zu. Seine grösste Leistung jedoch war die Tätigkeit für die Gemäldesammlung des neuen Museums, der er mit unermüdlicher Hingabe seine Sorgfalt bis in die letzte Zeit widmete, deren Vermehrung ihm eine Herzensangelegenheit war. In Solothurn kannte man ihn auch als den Obmann und Ehrenbruderschaftsmeister der Lukasbruderschaft, der Künstlergilde, die 1909 ihr 350jähriges Jubiläum gefeiert hat.

Erst 1914 war Dr. Léon Gautier unserer Gesellschaft beigetreten, der am 20. April dieses Jahres starb. Er nahm nicht nur innerhalb der Ärzte von Genf, sondern auch in der schweizerischen ärztlichen Kommission, deren Vizepräsident er war, eine sehr geachtete Stellung ein. Als Arzt gab er interessante historische Arbeiten heraus. In einem Bande der Genfer historischen Gesellschaft bot er die Geschichte der Medizin in Genf bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, und ebenso stellte er in anderen Publikationen die Geschichte des «Hôpital général de Genève» in den Jahren 1535 bis 1545 und diejenige des letzten Pestausbruchs in Genf 1636 bis 1640 dar. Wie er in seinen letzten Lebensjahren dem Genfer Grossen Rat als Mitglied angehörte, so hat er sein Interesse für die politische Geschichte noch 1915 in dem Beitrag zu der uns überreichten grossen Festschrift bewiesen: «Les efforts des Genevois pour être admis dans l'Alliance Générale des Ligues 1548—1550». Aber auch schon früher hatte er bei der Veröffentlichung der «Histoire de

Genève», die Jean Antoine Gautier im Manuscript hinterlassen hatte, wesentlich mitgewirkt.

Ganz kürzlich erst, am 12. September, starb in Bern Dr. Gustav Wyss. 1885, als unser «Anzeiger» von Solothurn nach Bern übergang, war er Mitglied unserer Gesellschaft geworden. Aber nicht nur unsere Publikation, auch noch weitere mit Bern enge verbundene Veröffentlichungen weisen die Firma K. J. Wyss auf ihren Titeln auf: das Berner Taschenbuch, die Neujahrsblätter des historischen Vereins, diejenigen der literarischen Gesellschaft, und noch ausserdem ist mit voller Berechtigung darauf hingewiesen worden, dass der Verstorbene stets sich bereit zeigte, Arbeiten und Texteditionen mehrfach grossen Umfanges in seinen Verlag aufzunehmen. Der warme Nachruf, den ihm unser Gesellschaftsmitglied Professor Tobler widmete, die Äusserung des Berufsgenossen über das Ehrenmitglied des schweizerischen Buchdruckervereins lassen erkennen, in welcher Achtung Wyss stand.

Die Ordnung, die sich unsere Gesellschaft hier in Solothurn vor zweiundvierzig Jahren selbst gegeben hat, ist durch die diesjährige Versammlung in einigen Punkten verändert, erweitert worden. So schliesse ich mit dem Wunsche, dass die bisherige Tätigkeit unserer Vereinigung dadurch eine weitere Ergänzung und Förderung gewinnen möge, dass eben der Umstand, dass in Solothurn neue Beschlüsse gefasst wurden, von guter Vorbedeutung sei.
